



Drei werden ausgewählt

Als wir im Sommer die Weißen Berge erreichten, war der obere Tunneleingang von Schnee und Eis umgeben. Nur die andere, tiefer gelegene Tunnelöffnung war schneefrei, und große Felsbrocken lagen im Gras. Man hatte von dort einen weiten Blick auf den Gletscher mit seinen braunen Schmutzflecken an den unteren Rändern, und unaufhörlich lief das Schmelzwasser in vielen kleinen Rinnsalen in das Tal, das sich tief unten entlangzog. Im September kam der erste Schnee, aber er blieb nicht liegen. In den ersten Oktobertagen schneite es wieder, diesmal stärker, und nun taute der Schnee nicht mehr weg. Der Winter faßte uns mit hartem Griff. Es würde länger als ein halbes Jahr dauern, bis er uns wieder freiließ.

Die Vorbereitungen für diese lange Zeit des Abgeschnittenseins hatten schon sehr früh begonnen. Lebensmittel waren gespeichert worden, Vieh und Futtermittel waren in unserem Zufluchtsort, dem Höhlensystem tief im Berg, untergebracht worden. An Heizmaterial brauchten wir nicht allzuviel, denn mehrere hundert Meter dickes, festes Gestein schützte uns. Unsere Höhlen waren im Sommer kühl, im Winter aber vergleichsweise warm. Nur wenn wir nach draußen gingen, mußten wir Pelzjacken tragen, im Berg reichte unsere normale Kleidung völlig aus. Unser Bewegungsraum war zwar beschränkt, aber wir hatten genug zu tun. Wir in der Trainingsgruppe wurden um 6 Uhr morgens geweckt. Nach einer halben Stunde schneller gymnastischer Übungen erhielten wir ein einfaches Frühstück. Vor dem Mittag ging es noch einmal zur Gymnastik, und am Nachmittag wurde in verschiedenen Sportarten trainiert. Wenn das Wetter gut war, trainierten wir draußen im Schnee, an den anderen Tagen in der großen Haupthöhle. Es folgte noch eine zweite Lernperiode vor dem Abendessen. Die Abende selbst waren meist durch Gespräche der Älteren ausgefüllt. Wir Jungen hörten dann nur zu und wagten nicht mitzureden. Der Gesprächsgegenstand war immer der gleiche: Die Dreibeiner, und es ging immer um die gleiche Frage: wie kann man sie besiegen?

Schon länger als hundert Jahre waren die Tripoden die Herren der Erde. Sie regierten auf einfache und wirksame Weise: sie hatten sich den Verstand der Menschen untertan gemacht. Dies erreichten sie durch Kappen, ein feines Geflecht aus silbern schimmernden Drähten, die eng an den Kopf der Menschen angepaßt waren und sich mit der Kopfhaut unlösbar verbanden. Die Menschen bekamen die Kappen am Tag der Weihe in ihrem vierzehnten Lebensjahr. Dieser Tag bedeutete zugleich das Ende der Kindheit und den Beginn des Erwachsenseins. Dieser Tag wurde als selbstverständlich hingenommen. Jeder wartete sehnsüchtig auf seine Weihe, und man feierte und tanzte dabei. Vor wenigen Monaten hatte ich gesehen, wie Jack, mein um ein Jahr älterer Vetter, geweiht wurde, und mir war aufgefallen, daß er hinterher verändert war. Ein Jahr später sollte ich geweiht werden. Angst und Zweifel überfielen mich, aber ich behielt es für mich. Man sprach nicht über die Dreibeiner oder die Weihe, und niemand kam auf den Gedanken, das alles in Frage zu stellen. Das heißt, solange nicht, bis der Wanderer Ozymandias in unserem kleinen Dorf in meiner Heimat auftauchte.

Die Menschen, bei denen die Kappe nicht richtig funktionierte, nannte man Wanderer. Ihr Verstand hatte sich gegen die Befehle der Dreibeiner aufgelehnt und war zerbrochen worden. Sie zogen von Ort zu Ort, blieben nirgends lange und wurden von den normal geweihten Männern und Frauen versorgt. Niemand wollte mit ihnen etwas zu tun haben, auch wenn man sie bedauerte. Mich beschäftigten sie allerdings immer mehr. Besonders von einem war ich fasziniert. Er nannte sich Ozymandias und war ein großer rothaariger Mann mit rotem Bart. Er sang fremdartige Lieder und sprach in Versen, wobei er Sinnvolles und Sinnloses durcheinandermischte. Obwohl meine Eltern mir den Umgang mit den Wanderern verboten hatten, traf ich mich mit ihm in dem kleinen Schuppen, den Jack und ich uns außerhalb des Dorfes eingerichtet hatten. Er erzählte mir eine seltsame Geschichte.

Er war gar kein richtiger Wanderer, sondern spielte nur die Rolle, damit er unbemerkt und ohne aufgehalten zu werden durch die Lande ziehen konnte. Die Kappe, die er auf dem Kopf trug, war nicht echt. Er erklärte mir, daß die Dreibeiner keine Wohltäter der Menschheit, sondern Feinde seien, Eindringlinge. Vielleicht kamen sie von einer fremden Welt. Er erzählte mir, daß die Kappen den menschlichen Geist gerade in dem Augenblick unterdrückten und fesselten, in dem er anfinge, selbständig zu denken. Von da ab beginne der Mensch, seine Herrscher zu verehren. Aber obwohl die Dreibeiner die Erde regierten, sollte es doch noch ein paar wenige Stellen geben, wo freie Menschen lebten. Einer dieser Orte lag in den Weißen Bergen, weit im Süden, von England aus jenseits des Meeres. Ozymandias fragte mich, ob ich bereit wäre, eine schwierige und gefährliche Reise zu unternehmen. Ich sagte zu. Er selbst setzte seine Suche nach weiteren jungen Menschen fort. Trotzdem trat ich die Reise nicht allein an. Henry, ein anderer Vetter von mir, sah, wie ich das Dorf verließ, und folgte mir. So lange ich denken konnte, waren wir Feinde gewesen, aber nun brachen wir gemeinsam auf. Zusammen fuhren wir über das Meer und kamen nach Frankreich. Dort fanden wir den dritten im Bunde, Jean-Paul, den wir Bohnenstange nannten. Zu dritt schlugen wir uns nach Süden durch. Es war wirklich so schwierig und gefährlich, wie Ozymandias prophezeit hatte. Kurz vor unserem Ziel mußten wir mit einem Dreibeiner kämpfen, konnten ihn aber mit Hilfe einer Waffe, die wir in der großen Ruinenstadt der Vorfahren gefunden hatten, vernichten. So erreichten wir endlich die Weißen Berge.

In der Trainingsgruppe, die für den ersten Gegenstoß gegen unsere Feinde ausgebildet wurde, waren wir elf Mann. Für Körper und Geist war die Trainingszeit gleichermaßen hart, aber wir wußten, wie schwierig unsere Aufgabe sein würde und wie schlecht unsere Chancen auf Erfolg standen. Die Disziplin, die wir erlernten, und die Härte, mit der wir geschult wurden, konnten unsere Aussichten zwar nicht wesentlich verbessern, aber jedes bißchen zählte.

Wir - oder wenigstens einige von uns - sollten nämlich einen Erkundungsauftrag ausführen. Wir wußten bisher fast nichts über die dreibeinigen Monster - nicht einmal, ob sie intelligente Maschinen oder Fahrzeuge anderer Wesen waren. Wir mußten mehr über sie in Erfahrung bringen, bevor wir sie mit Hoffnung auf Erfolg bekämpfen konnten, und es gab nur einen Weg, dieses Wissen zu erwerben. Einige - oder wenigstens einer von uns - mußte in die Stadt der Dreibeiner hineingelangen und die wichtige Information zurückbringen. Wir hatten folgenden Plan:

Die Stadt lag weiter im Norden, in Deutschland. In jedem Jahr wurden einige der gerade erst Geweihten auf verschiedene Art und Weise ausgesucht, damit sie den Dreibeinern in ihrer Stadt dienten. Ich selbst hatte eine Form der Auswahl im Schloß de la Tour Rouge kennengelernt. Eloise, die Tochter des Grafen, wurde zur Königin des Turniers gewählt, und ich war entsetzt, als ich erfuhr, daß sie am Ende ihrer kurzen Herrschaft als Sklavin zu den Feinden gehen sollte. Am schlimmsten war, daß sie voll Freude zu den Tripoden ging und es auch noch als eine Ehre betrachtete.

In Deutschland gab es in jedem Jahr sportliche Wettkämpfe, an denen junge Männer aus dem ganzen Land teilnahmen. Die Sieger wurden geehrt und gefeiert, und danach wurden auch sie als Diener in die Stadt geholt. Wir hofften, daß bei den nächsten Wettkämpfen einer von uns siegen und auf diese Art in die Stadt gelangen würde. Was dann geschehen würde, wußten wir nicht. Wer von uns auch gewinnen sollte, er war ganz allein auf sich angewiesen. Nur auf sich gestellt, mußte er den Spionageauftrag durchführen und ohne jede Hilfe versuchen, sein Wissen an uns weiterzugeben. Die Information hinauszuschleusen, war wahrscheinlich das schwierigste, denn obwohl viele, vielleicht Hunderte, jährlich in die Stadt geholt wurden, war bisher noch keiner wieder herausgekommen.

Eines Tages begann der Schnee am unteren Tunneleingang zu schmelzen. Eine Woche später sah man nur noch vereinzelte Schneeflecken, und im grünen Gras standen wie rosa Punkte die ersten Krokusse. Der Himmel war blau, und das Sonnenlicht wurde von den weißen Bergspitzen rundherum reflektiert und brannte auf die Haut. In einer Pause legten wir uns ins Gras und blickten ins Tal hinunter. Ein paar hundert Meter tiefer bewegten sich mehrere Männer mit großer Vorsicht vorwärts. Wir konnten sie deutlich sehen, aber sie achteten darauf, daß sie vom Tal aus nicht bemerkt werden konnten. Sie waren unser erster Stoßtrupp in diesem Jahr und sollten die reichen Vorräte der Geweihten plündern.

Ich saß mit Henry und Bohnenstange von den anderen etwas abgesondert. Wir alle, die wir in den Bergen lebten, bildeten eine verschworene Gemeinschaft, aber wir drei waren doch enger aneinander gebunden. Die Abenteuer, die wir zusammen bestehen mußten, hatten Eifersüchteleien und Feindschaft beseitigt und durch Freundschaft ersetzt. Die anderen Jungen in der Trainingsgruppe waren zwar auch unsere Freunde, aber bei uns ging es doch noch tiefer. Bohnenstange sagte traurig: »Heute habe ich ein Meter siebenzig nicht geschafft.« Er sprach Deutsch. Wir hatten diese Sprache inzwischen gelernt, mußten sie aber noch üben. »Manchmal verliert man seine Form. Du wirst schon wieder besser werden«, antwortete ich. »Ich werde jeden Tag schlechter.« Henry sagte: »Rodrigo ist auch in einer Formkrise. Ich habe ihn mühelos geschlagen.« »Du hast gut lachen.«

Henry war als Langstreckenläufer ausgesucht worden, und Rodrigo war sein stärkster Gegner. Bohnenstange trainierte Weit- und Hochsprung, und ich war einer der beiden Boxer. Wir trainierten in vier Sportarten - die vierte war der Kurzstreckenlauf, der Sprint. Das Training baute sich so auf, daß ständige Leistungssteigerung ein Höchstmaß an Leistung im Wettkampf ergab. Henry war in seiner Disziplin von Anfang an gut gewesen. Ich selbst war ziemlich zuversichtlich, zumindest, was meinen Rivalen anging. Er hieß Tonio, kam aus dem Süden und

hatte eine etwas dunklere Hautfarbe. Er war größer als ich und verfügte über die längere Reichweite, aber er war nicht so schnell. Nur Bohnenstange beurteilte seine Chancen beim Springen in der letzten Zeit von Tag zu Tag schlechter. Henry versuchte ihn aufzumuntern und erzählte, daß er von den Trainern gehört hätte, Bohnenstange mache gute Fortschritte. Mir war nicht ganz klar, ob es stimmte oder ob Henry unserem Freund nur Mut machen wollte. Ich sagte: »Ich habe Johann gefragt, ob feststeht, wie viele losgeschickt werden.« Johann war einer unserer Trainer, ein breitschultriger und kräftiger Mann. Er hatte blonde Haare und sah immer wie ein wütender Bulle aus, war aber im Grunde seines Herzens sehr gutmütig.

Henry fragte: »Was hat er gesagt?« »Er wußte es noch nicht genau, aber er meinte, es werden vier, der beste von jeder Gruppe.« »Dann könnten es wir drei und noch ein anderer sein«, überlegte Henry. Bohnenstange schüttelte den Kopf. »Ich schaffe es nie.« »Aber natürlich!« »Und der vierte?« fragte ich. - »Das könnte Fritz sein.« Unserer Meinung nach war Fritz der schnellste Sprinter. Er war Deutscher und stammte aus einem kleinen Ort am Nordrand des Bayerischen Waldes. Sein stärkster Rivale war ein französischer Junge, Etienne, den ich lieber mochte. Etienne war fröhlich und sehr gesprächig, während Fritz eher in sich gekehrt und schweigsam war. »Hauptsache, wir kommen alle durch!« sagte ich. »Ihr zwei schon«, antwortete Bohnenstange. Henry sprang auf. »Da ist das Signal. Los, Bohnenstange, zurück zur Arbeit!« Die Älteren hatten andere Aufgaben. Einige waren unsere Trainer, andere bildeten Stoßtrupps, die aus den umliegenden Tälern die Lebensmittel herbeischafften, und eine dritte Gruppe arbeitete wissenschaftlich. Aus vergangener Zeit waren ein paar Bücher gerettet worden, und unsere Wissenschaftsabteilung versuchte die Fertigkeiten und Geheimnisse der Vorfahren wieder zu erlernen. Immer wenn er Zeit hatte, setzte sich Bohnenstange zu ihnen, hörte ihren Gesprächen zu und steuerte sogar eigene Vorschläge bei. Damals, auf unserer gemeinsamen Flucht, hatte er eine Idee entwickelt, eine Art riesigen Dampfkessel zum Antreiben von Waggons zu benutzen. Ich hatte geglaubt, das wären Spinnereien. Inzwischen wart hier bei uns so etwas erfunden oder wieder erfunden worden, aber noch funktionierte es nicht einwandfrei.

Es gab noch weitere, bedeutendere Pläne. Man wollte Licht und Wärme durch etwas erzeugen, das früher Elektrizität genannt worden war. An der Spitze aller dieser Gruppen stand ein Mann, der alle Fäden in der Hand hielt und dessen Entscheidungen widerspruchlos hingenommen wurden. Das war Julius. Er war schon fast sechzig Jahre alt und ein Krüppel. Als Kind war er in den Bergen in eine Gletscherspalte gefallen und hatte sich den Oberschenkel gebrochen. Der Bruch war schlecht zusammengewachsen, und seitdem hinkte er stark. Damals hatte die Lage der freien Menschen in den Weißen Bergen viel verzweifelter ausgesehen als jetzt. Es ging nur um das nackte Überleben, und ihre Zahl wurde immer kleiner. Julius hatte den Gedanken gehabt, von der Außenwelt junge Menschen zu gewinnen, Jungen wie uns, die noch nicht geweiht waren und die daran glaubten - und andere davon überzeugten -, daß die Menschen eines Tages die Dreibeiner bekämpfen und besiegen würden.

Julius hatte auch den Plan für das Unternehmen entworfen, für das wir jetzt trainiert und vorbereitet wurden. Und Julius mußte auch die Entscheidung treffen, wer von uns schließlich aufbrechen würde. Eines Tages trat er aus der Höhle und beobachtete uns bei den Übungen. Er war weißhaarig und hatte die glatte rosige Haut der Menschen, die ihr Leben in dieser scharfen, klaren Luft der Weißen Berge verbrachten. Er lehnte sich auf seinen Stock. Ich bemerkte ihn und gab mir beim Trainingskampf, den ich gerade absolvierte, besondere Mühe. Tonio fintierte mit der Linken und schoß eine rechte Gerade hinterher. Ich konnte ausweichen und setzte ihm eine harte Rechte auf die Rippen. Als er wieder angriff, kam ich mit einem rechten Haken zum Kopf durch, der ihn zu Boden warf. Julius winkte mir zu, und ich lief zu ihm. Er sagte: »Will, du wirst immer besser!« »Danke schön.« »Ich nehme an, du wirst langsam ungeduldig, wer von euch nun zu den Wettkämpfen gehen darf?« Ich nickte: »Ein bißchen!«

Er betrachtete mich aufmerksam. »Als der Dreibeiner dich gefangen hatte - weißt du noch, was das für ein Gefühl war? Hattest du Angst?« Ich wußte es noch genau und sagte: »Ja, ich hatte Angst.« »Und der Gedanke, ihnen in ihrer Stadt ausgeliefert zu sein, jagt dir das auch Furcht ein?«

Ich zögerte, und er fuhr fort: »Weißt du, es ist schwer, die Wahl zu treffen. Wir Älteren können eure Schnelligkeit und Geschicklichkeit beurteilen, auch eure geistigen und körperlichen Fähigkeiten, aber wir können euch nicht ins Herz schauen.« »Ja«, gab ich zu, »der Gedanke jagt mir Angst ein.« »Du mußt nicht gehen, wir können dich auch hier gut gebrauchen.« Seine blaßblauen Augen sahen mich durchdringend an. »Niemand wird es erfahren, wenn du lieber hierbleiben willst.« Ich antwortete: »Ich würde aber sehr gern gehen. Den Gedanken, den Tripoden ausgeliefert zu sein, kann ich leichter ertragen als den, hier zurückzubleiben.« »Gut.« Er lächelte. »Und vor allem, du hast schon einen Dreibeiner getötet, das ist etwas, was wohl kein anderer Mensch von sich behaupten kann. Du weißt, daß sie nicht allmächtig sind. Das ist ein großer Vorteil, Will.« »Glauben Sie?« »Ich glaube, was ich gesagt habe. Aber es gibt noch andere Überlegungen. Du mußt noch hart an dir arbeiten für den Fall, daß du ausgewählt wirst.« Später sah ich ihn mit Henry sprechen und nahm an, daß es wohl so ziemlich die gleiche Unterhaltung war. Ich fragte ihn jedoch nicht danach, und von sich aus erzählte er auch nichts davon. Während des langen Winters reichte unsere Nahrung zwar aus, aber sie war eintönig. Sie bestand im wesentlichen aus getrocknetem und gesalzenem Fleisch, das schwer verdaulich und wenig appetitanregend blieb, soviel Mühe sich die Köche auch gaben. Mitte April brachte unser Stoßtrupp jedoch sechs schwarzweiß gefleckte Kühe mit, und Julius bestimmte, daß

eine sofort geschlachtet und zubereitet wurde. Als das Festessen vorüber war, hielt er eine kleine Ansprache. Nach wenigen Minuten seiner Rede merkte ich - die Aufregung schnürte mir fast die Kehle zu -, daß nun der Augenblick gekommen war, in dem er die Namen derjenigen nennen würde, die das Erkundungsunternehmen in die Stadt der Tripoden mitmachen sollten.

Er sprach leise. Ich saß mit den anderen Jungen hinten in der Höhle, aber er war trotzdem ganz deutlich zu verstehen. Jeder hörte aufmerksam und in gespannter Ruhe zu. Ich blickte zu Henry hinüber. In dem flackernden Licht sah er sehr zuversichtlich aus. Mein Selbstbewußtsein wurde immer geringer. Es wäre bitter, wenn er gehen dürfte und ich hierbleiben müßte. Zuerst sprach Julius über den Plan im allgemeinen. Monatlang waren die Mitglieder der Trainingsgruppen auf ihre Aufgabe vorbereitet worden. Gegenüber ihren Mitstreitern aus dem Flachland würden sie im Vorteil sein, denn es war bekannt, daß die Menschen in großen Höhen größere Lungen und stärkere Muskeln entwickelten als diejenigen, die in der dicken Luft des flachen Landes lebten. Aber man mußte in Rechnung stellen, daß sie gegen Hunderte von Sportlern antreten würden, die aus dem ganzen Land ausgesucht worden waren und sich in ihrer Gegend schon als beste erwiesen hatten. Es konnte leicht sein, daß trotz guter Vorbereitung keiner von unserer kleinen Gruppe den Meistergürtel tragen würde. In diesem Fall sollten sie sich wieder zu den Weißen Bergen durchschlagen. Im nächsten Jahr würden wir es dann erneut versuchen. Geduld war also ebenso nötig wie Beharrlichkeit.

Selbstverständlich mußten alle Wettkämpfer geweiht sein. Das war für uns keine große Schwierigkeit. Wir besaßen mehrere Kappen von denen, die in den Dörfern bei unseren Beutezügen ums Leben gekommen waren. Diese Kappen würden so geformt werden, daß sie auf die Köpfe der Erwählten genau paßten. Sie würden wie echte Kappen aussehen, ihrem Träger aber keine Befehle geben. Und hier stellte sich das erste Problem.

Da wir nie geweiht worden waren, konnten wir nicht wissen, auf welche Weise die Kappen den Verstand kontrollierten. Es konnte sein, daß sie die Menschen nur beeinflussten, damit diese den Dreibeinern lediglich unkritisch gehorchten und sie verehrten. Traf das zu, dann brauchten unsere Spione nur den Anschein williger Sklaven zu erwecken. Aber es konnte sein, daß die Tripoden durch die Kappen direkt mit dem Verstand der Menschen sprechen konnten, ohne daß sie hörbare Worte zu sagen brauchten. Es war klar, daß wir dann sofort entdeckt würden. Die Hinrichtung oder die Weihe waren dann die logischen Folgen. Uns schien von beiden der Tod das bessere Schicksal. Besser nicht nur für den Betroffenen, sondern auch für die, die zurückgeblieben waren. Es war kritisiert worden - ich wunderte mich, daß jemand an einem Plan von Julius überhaupt Kritik zu üben wagte -, daß das Entdeckt werden ein Risiko mit sich brächte: den Tripoden könnte unser Stützpunkt verraten werden. Sie würden dann mir ihrer ganzen Macht versuchen, uns zu vernichten. Aber dieses Risiko mußten wir eingehen. Wir konnten uns nicht ewig in den Bergen verstecken. Selbst wenn wir uns ständig verbargen, irgendwann würde man uns aufspüren und wie Ungeziefer vernichten. Unsere einzige Chance lag im Angriff.

Dann erklärte Julius die Einzelheiten des Plans. Die Stadt der Tripoden lag mehrere hundert Kilometer weiter nördlich. Ein Fluß überbrückte die größte Strecke. Lastkähne fuhren den Fluß hinauf und hinab, und einer gehörte einem unserer Männer. Er würde zu einem Anlegeplatz fahren, von dem aus man den Austragungsort der Wettkämpfe leicht erreichen konnte. Bevor er weitersprach, machte Julius eine Pause. Es war beschlossen worden, daß drei Jungen der Trainingsgruppe ausgewählt und losgeschickt werden sollten. Dabei gab es vielerlei zu berücksichtigen: die persönliche Geschicklichkeit und Stärke, die Wahrscheinlichkeit, den Wettkampf zu gewinnen, das Temperament des einzelnen und seine eventuelle Nützlichkeit, wenn er erst einmal in der Stadt der Tripoden war. Es sei nicht leicht gewesen, aber nun sei die Wahl getroffen. Julius hob seine Stimme ein wenig an und sagte: »Will Parker, steh auf.« Obwohl ich diesen Augenblick ersehnt hatte, wurde ich doch aufgeregt, als ich meinen Namen hörte. Meine Knie zitterten, als ich aufstand. Julius sagte: »Will, du hast gute Qualitäten als Boxer gezeigt. Außerdem ist von Vorteil, daß du klein und leicht bist. Du hast mit Tonio trainiert, der bei den Wettkämpfen in einer schweren Gewichtsklasse boxen mußte. Das sollte dir ebenfalls helfen. Allerdings hatten wir auch unsere Zweifel. Du bist ungeduldig, oft gedankenlos. Du neigst dazu, dich in ein Abenteuer zu stürzen, ohne zu überlegen, was als nächstes geschehen wird. Von diesen Überlegungen her wäre Tonio besser gewesen, aber er hat bei den Wettkämpfen eine geringere Chance, und das war unsere Hauptsorge. Auf dir ruht eine schwere Verantwortung. Können wir uns darauf verlassen, daß du dich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen lassen wirst?« Ich versprach: »Ganz bestimmt!« »Dann setz dich, Will. Jean-Paul Delier, steh auf.« Als ich Bohnenstanges Namen hörte, freute ich mich fast noch mehr als bei meinem eigenen. Wahrscheinlich, weil ich ihm weniger Chancen gegeben hatte; ich war von seinem verzagten Gerede angesteckt worden. Es würden also drei sein - wir drei, die wir zusammen hierhergefunden und die Dreibeiner an einem Hügel bekämpft hatten.

Julius sagte: »Jean-Paul, auch bei dir hat es schwere Bedenken gegeben. Du bist zwar unser bester Weit- und Hochspringer, aber wir sind nicht sicher, ob das für einen Sieg beim Wettkampf ausreicht. Und das Problem deiner Augen. Die Linsenkonstruktion, die du erfunden hast - oder besser wiederentdeckt, denn Brillen waren bei unseren Vorfahren sehr verbreitet -, kann man bei einem Jungen als Besonderheit durchgehen lassen, aber die Geweihten können sich keine Besonderheit leisten. Du wirst ohne Brille durch eine Welt stolpern, in der du weniger siehst als

die anderen. Wenn du es schaffst, in die Stadt zu kommen, dann wirst du die Dinge weniger klar sehen als zum Beispiel Will. Aber wahrscheinlich wirst du das, was du siehst, besser verstehen. Deine Intelligenz wiegt die Schwäche deiner Augen wieder auf. Du bist am besten geeignet, uns die Kenntnisse zurückzubringen, die wir benötigen. Nimmst du die Aufgabe an?»

Bohnenstange antwortete: »Ja, ich werde mein Bestes tun.« »Und nun kommen wir zu dem dritten. Hier war die Wahl am einfachsten.« Ich sah, wie Henry sich zufrieden geradesetzte, und war kindisch genug, ihm das nicht zu gönnen. »Er wird seinen Wettkampf wahrscheinlich gewinnen und ist für die dann folgenden Aufgaben am besten befähigt. Fritz Eger, nimmst du an?»

Ich versuchte mit Henry zu sprechen, aber er zeigte deutlich, daß er allein gelassen werden wollte. Später sah ich ihn noch einmal, aber er war in sich gekehrt und nicht ansprechbar. Am nächsten Morgen ging ich zu unserem Ausblick, und dort fand ich ihn. Der Tunnel war von unseren Vorfahren erbaut, um Kutschen ohne Pferde hinauf bis fast zur Spitze zu bringen. Von dort wälzte sich der Gletscher zwischen schneebedeckten Gipfeln nach Süd-Ost hinab. Wir wußten nicht, warum sie das getan hatten, aber auf der Bergspitze stand ein Gebäude mit einem Metallgewölbe als Dach, aus dem ein riesiges Fernrohr in den Himmel ragte. Auf dem Weg hinauf gab es immer wieder Ausblicke, von denen man ins Land hinuntersehen konnte. Ganz unten, Hunderte von Metern tief, lag ein grünes Tal, in dem man die Straßen wie Bindfäden erkennen konnte. Die Häuser waren winzig, und auf Miniaturweiden graste Vieh, groß wie Stecknadelköpfe. Auch an unserem Ausblickspunkt stand ein Fernrohr, es war kleiner und im Fels verankert, aber eine der Linsen war zerbrochen, und nun war es unbrauchbar. Henry lehnte gegen die niedrige Felsmauer und wandte sich um, als ich kam. »Wenn du lieber allein sein willst . . .« fragte ich unsicher. »Nein.« Er zuckte die Schultern. »Es macht nichts.« »Es tut mir leid.« Er lächelte gequält. »Nicht so leid wie mir.« »Wenn wir zu Julius gingen . . . Warum sollten nicht vier anstatt drei aufbrechen?» »Ich habe schon mit ihm gesprochen.« »Und es besteht keine Hoffnung?» »Keine. Ich bin zwar der beste meiner Gruppe, aber sie glauben nicht, daß ich beim Wettkampf eine Chance habe. Vielleicht im nächsten Jahr, wenn ich hart weiterarbeite und nicht aufgebe.« »Ich sehe nicht ein, warum du es nicht wenigstens versuchen kannst.« »Das habe ich auch gesagt. Aber er meint, drei sind schon eine zu große Gruppe. Die Gefahr, entdeckt zu werden, nimmt mit jedem einzelnen zu, außerdem gäbe es dann Schwierigkeiten mit dem Lastkahn.« Man widersprach Julius nicht, und so sagte ich: »Im nächsten Jahr wird deine Chance kommen.« »Wenn es ein nächstes Jahr gibt.« Es würde nur dann eine zweite Erkundungsgruppe geben, wenn unser Versuch ein Mißerfolg würde. Ich dachte daran, was das für mich persönlich bedeutete. Das winzige Tal mit den kleinen Feldern und Häusern und dem schmalen Fluß - wie oft hatte ich sehnsüchtig hinuntergeblickt - war noch genauso sonnig wie zuvor, aber plötzlich weniger anziehend. Ich blickte aus einem dunklen Loch hinunter, doch hier fühlte ich mich sicher. Selbst in meiner plötzlich aufwallenden Angst tat mir Henry leid. Ich hätte genausogut derjenige sein können, der hierbleiben mußte. Ich glaube nicht, daß ich es so tapfer getragen hätte wie er.

In einer Grube gefangen

Wir brachen am späten Nachmittag auf, schlichen in der Dämmerung durch die naheliegenden Täler und marschierten bei Mondlicht weiter. Wir machten erst dann eine Pause, als die Sonne schon hoch stand. Inzwischen waren wir am westlichen der beiden Seen angekommen, die unter unserem Stützpunkt lagen. Wir versteckten uns im Unterholz auf einem Hügel. Hoch über uns glänzte schon weit in der Ferne der weiße Gipfel, von dem wir gekommen waren. Wir waren müde, aßen und schliefen, von der Hitze des Tages erschöpft, schnell ein.

Es waren etwas mehr als hundert Kilometer bis zu dem Punkt, an dem wir die »Erlkönig«, unseren Lastkahn, finden sollten. Wir hatten einen Führer dabei - als Mitglied des Stoßtrupps kannte er die Gegend genau -, der uns zum Lastkahn bringen sollte. Wir marschierten meist bei Nacht und versteckten uns tagsüber.

Das Fest und die Rede von Julius lag einige Wochen zurück. Inzwischen waren wir weiter vorbereitet und genau instruiert worden. Es begann damit, daß man uns die Haare kurz schnitt und die falsche Kappe unserer Kopfform anpaßte. Anfangs war es unangenehm und äußerst unbequem gewesen, aber inzwischen hatte ich mich an den harten Metallhelm gewöhnt. Mein Haar war wieder durch und um das Metallgespinst gewachsen, und man versicherte uns, daß wir, wenn die Wettkämpfe begannen, nicht anders aussehen würden als die anderen Jungen, die zu Beginn des Sommers geweiht worden waren. Nachts trugen wir Wollmützen, denn sonst hätte die Kälte in den Bergen das Metall zu sehr abgekühlt und uns schmerzhaft aufgeweckt. Unter den Zuschauern, die zusahen, als wir aufbrachen, hatte ich Henry nicht entdeckt. Das konnte ich gut verstehen. An seiner Stelle wäre ich auch nicht dagewesen. Mein erster Impuls war, Fritz abzulehnen, aber ich erinnerte mich daran, daß Julius gesagt hatte, ich sollte meine Heftigkeit im Zaum halten. Ich dachte auch daran, wie sehr mich auf unserer Flucht nach Süden damals die scheinbar größere Freundschaft zwischen Henry und Bohnenstange gestört hatte und wie sehr mich das während unseres Aufenthalts im Schloß de la Tour Rouge beeinflusst hatte.

Ich nahm mir fest vor, daß so etwas nicht wieder geschehen sollte und versuchte, meine feindselige Stimmung zu überwinden und besonders nett zu ihm zu sein. Aber meine Annäherungsversuche fanden eine schwache Reaktion. Fritz blieb schweigsam und in sich gekehrt. Ich nahm ihm das übel und war diesmal meiner Meinung nach mehr gerechtfertigt. Ich brachte es jedoch fertig, meine Verärgerung hinunterzuschlucken. Es war immerhin eine große Erleichterung, daß Bohnenstange dabei war. Wenn ein Gespräch kein Risiko der Entdeckung in sich barg, unterhielten wir uns. Primo, unser Führer, war ein dunkler, untersetzter Mann. Er sah unbeholfen aus, konnte aber phantastisch gewandt klettern. Allerdings sagte er außer den notwendigen Warnungen und Belehrungen fast nichts. Für den Weg bis zum Treffpunkt war eine Woche eingeplant, aber wir schafften die Strecke schon in vier Tagen. Wir folgten einer hohen Hügelkette, die um die Ruinen einer der großen Städte unserer Vorfahren herumführte. Die zerstörte Stadt lag an einer Biegung eines Flusses. Auf ihm sollten wir später fahren. Der Fluß kam von Osten - wir sahen ihn in der frühen Morgensonne in seiner ganzen Länge aufblinken - und bog hier nach Norden ab. In unmittelbarer Nähe der Ruinen regte sich nichts auf dem Fluß; er war so leer wie die Strecke zwischen den Schutthaufen, die einst riesige Gebäude gewesen sein mußten.

Erst unterhalb der alten Stadt herrschte Verkehr. Zwei Lastkähne fuhren flußabwärts, und etwa ein Dutzend andere lagen im Hafen einer kleinen Siedlung vertäut. Primo zeigte nach unten. »Einer dieser Kähne ist die ›Erlkönig‹. Könnt ihr von hier euren Weg allein finden?« Wir versicherten ihm, daß es für uns keine Schwierigkeit wäre. »Dann gehe ich jetzt wieder zurück.« Er nickte uns kurz zu. »Viel Glück!«

Die ›Erlkönig‹ war ein ziemlich kleiner Lastkahn, nicht viel länger als zwölf Meter. Überhaupt stellte sie nichts Besonderes dar. Der Kahn war lediglich eine lange, niedrige Konstruktion, die nur wenig aus dem Wasser ragte. An Deck befand sich ein überdachtes Ruderhaus, das dem Steuermann Schutz vor dem Wetter gab. Die Mannschaft bestand aus zwei Männern. Beide trugen falsche Kappen. Der ältere hieß Ulf und war ein kleiner Mann mit einem mächtigen Brustkasten. Er war Mitte vierzig, von schroffem Wesen und hatte sich angewöhnt, seine Reden durch ständiges Spucken wirkungsvoll zu unterstreichen. Ich mochte ihn nicht besonders, vor allem nachdem er eine abfällige Bemerkung über meinen Leichtsinnsinn gemacht hatte. Sein Gefährte hieß Moritz, war etwa zehn Jahre jünger und nach meiner Meinung auch zehnmal angenehmer. Er war blond, hatte ein schmales Gesicht und ein herzliches, offenes Lächeln. Aber es gab keinen Zweifel darüber, wer hier der Herr war. Moritz fügte sich Ulf fast schon automatisch. Und es war Ulf, der, in regelmäßigen Abständen spuckend und grunzend, uns Verhaltensmaßregeln für die Fahrt gab.

»Wir sind ein Zwei-Mann-Kahn«, sagte er. »Ein Junge noch dazu - das geht in Ordnung. Auf die Weise werden bei uns Lehrlinge ausgebildet. Wenn es aber mehr werden, dann fallen wir auf, und das will ich nicht. Ihr werdet euch also bei der Arbeit an Deck abwechseln. Und wenn ich Arbeit sage, dann meine ich Arbeit. Die anderen beiden liegen unter Deck, und ihr bleibt unten, auch wenn wir auf Grund laufen. Klar? Man hat euch ja wohl Disziplin beigebracht, und ich brauche darüber nicht mehr zu reden. Nur eins will ich euch sagen: Ich mache mit jedem kurzen Prozeß, der Schwierigkeiten macht. Ich weiß, was ihr für einen Auftrag habt, und ich hoffe, ihr seid dem gewachsen. Wenn ihr euch nicht anständig verhaltet und auf dieser Fahrt meinen Befehlen nicht gehorcht, dann taugt ihr auch später nichts. Ich werde es mir also nicht lange überlegen und jeden über Bord werfen, der aus der Reihe tanzt. Und da ich nicht will, daß er in die falschen Hände gerät und irgend etwas ausplaudert, werde ich ihm Eisengewichte an die Füße binden, ehe ich ihn ins Wasser werfe.«

Er räusperte sich, spuckte und grunzte. Die letzte Bemerkung konnte ein Scherz gewesen sein, aber ich war mir meiner Sache nicht sicher. Er sah ganz so aus, als könnte er seine Drohung wahr machen. Er fuhr fort: »Ihr seid zu früh gekommen, aber das ist besser als zu spät. Wir müssen noch die Ladung übernehmen, und außerdem ist es bekannt, daß wir erst in drei Tagen abfahren wollen. Wir können einen Tag früher aufbrechen, aber nicht mehr. Die ersten beiden, die unter Deck kommen, müssen also zwei Tage unten bleiben. Wollt ihr es auslösen, wer oben bleiben darf?«

Ich blickte zu Bohnenstange hinüber. Natürlich war es viel angenehmer, die beiden Tage an Deck in der frischen Luft zu verbringen, aber es blieb immer noch die Möglichkeit, zwei Tage lang mit dem schweigsamen Fritz eingeschlossen zu werden. Bohnenstange dachte wahrscheinlich ähnlich und sagte: »Will und ich gehen freiwillig unter Deck.« Ulf sah mich an, ich nickte. »Wir ihr wollt«, Ulf zuckte mit den Schultern. »Moritz, zeig ihnen, wo sie bleiben sollen.«

Als wir von den Hügeln zum Flußufer gingen, hatte Bohnenstange überlegt, wie die Lastkähne wohl angetrieben wurden. Sie hatten nämlich keine Segel, und auf einem relativ schmalen Fluß waren sie ohnehin nur von begrenztem Nutzen. Flußab konnten sie natürlich mit der Strömung fahren, aber wie ging es flußauf? Als wir näher an den Fluß herankamen, sahen wir, daß die Kähne an den Seiten große Schaufelräder hatten, und Bohnenstange wurde ganz aufgeregt. Er hoffte, daß in den Lastkähen vielleicht noch alte Maschinen eingebaut waren, die aus der Zeit der Vorfahren herübergerettet worden waren. Die Wirklichkeit war enttäuschend. Jedes Schaufelrad hatte innen eine Tretmühle, die bei der Aufwärtsfahrt von Eseln angetrieben wurde. Sie wurden schon als junge Tiere für diese Aufgabe abgerichtet. Sie liefen gleichmäßig im Kreis herum und zogen dadurch den Kahn langsam flußauf. Es war

ein hartes und eintöniges Leben, und die Esel taten mir leid. Aber sie wurden von Moritz gut versorgt, der die Tiere offensichtlich sehr gern hatte. Bei der Talfahrt hatten sie selten etwas zu tun und kamen bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf die Weide. Auch jetzt standen sie auf einer Wiese am Flußufer und würden dort so lange bleiben dürfen, bis die »Erlkönig« weiterfahren mußte. Wir wurden solange in ihre kleinen Ställe einquartiert und lebten in einer Luft, die sich aus Eseldunst, Futtergestank und dem Duft alter Ladungsreste zusammensetzte.

Diesmal bestand die Ladung aus Kuckucksuhren und Holzschnitzereien. Die Menschen, die in dem großen Wald östlich vom Fluß lebten, stellten diese Dinge her, und die Erzeugnisse wurden mit den Schiffchen flußabwärts zum Verkauf gebracht. Weil sie so zerbrechlich waren, mußten sie besonders sorgfältig verstaut werden, und immer wieder kamen Leute auf den Kahn, die darauf achteten, daß alles ordentlich verladen wurde. Bohnenstange und ich versteckten uns hinter den Heuballen, die für die Esel mitgenommen wurden, und bemühten uns, möglichst still zu sein. Einmal konnte ich mich nicht beherrschen und mußte niesen, aber glücklicherweise waren die Männer gerade in ein Gespräch vertieft und lachten laut, so daß sie mich nicht hörten.

Aber es war doch eine große Erleichterung, als die zwei Tage um waren und der Kahn sich am frühen Morgen vom Ufer löste und in den Fluß hinausschwamm. Die Esel betrieben ihre Tretmühlen - zwei arbeiteten immer gleichzeitig, und ein dritter konnte sich ausruhen -, und Bohnenstange und ich losten mit Strohhalmen aus, wer als erster an Deck durfte und Fritz ablöste. Ich gewann und stieg nach oben. Der Tag war grau und windig. Der Wind kam von Nord-Osten und trieb gelegentlich Regenschauer vor sich her. Doch nach der Zeit unter Deck war die Luft frisch und rein, und es gab viel Interessantes auf und am Fluß zu sehen. Nach Westen hin erstreckte sich eine große fruchtbare Ebene, und die Leute bestellten ihre Felder. Im Osten ragte eine Hügelkette auf. Schwere, dunkle Wolken schoben sich über die bewaldeten Höhen. Ich hatte jedoch nicht lange Zeit, die Aussicht zu bewundern. Ulf rief mich zu sich, drückte mir einen Wassereimer, eine Bürste und gelbe Schmierseife in die Hand. Das Deck, meinte er wahrheitsgemäß, sei schon lange nicht mehr geschrubbt worden. Ich konnte mich nützlich machen, indem ich diesen Zustand änderte.

Die »Erlkönig« kam gleichmäßig, aber nicht schnell voran. Gegen Abend, noch bevor es dunkel wurde, legten wir an einer langen Insel im Fluß an, wo schon ein anderer Kahn vertäut lag. Dies war einer der Halteplätze, die in regelmäßigen Abständen am Fluß entlang angelegt worden waren. Moritz erklärte mir, daß sie in einer Entfernung voneinander lagen, die man in einem Tag bei der Flußaufahrt zurücklegen konnte. Fuhr man mit der Strömung abwärts, dann konnte man bequem zwei Stationen schaffen, wollte man noch bis zu einer dritten kommen, konnte es passieren, daß es dunkel wurde, ehe man ankam. Aber bei Dunkelheit fuhren die Kähne normalerweise nicht mehr. Auf dem Weg von den Weißen Bergen zum Fluß hatten wir keine Dreibeiner gesehen. An diesem Tag sah ich von Deck aus gleich zwei. Beide waren weit entfernt und stampften am westlichen Horizont entlang. Bei ihrem Anblick erfaßte mich Furcht, und ich mußte sie gewaltsam unterdrücken. Für eine längere Zeit war es möglich gewesen, unsere Aufgabe zu vergessen. Deshalb kam es wie ein Schock, auf diese Weise wieder daran erinnert zu werden. Ich versuchte mich damit zu beruhigen, daß es bisher keine Pannen gegeben hatte und alles glatt gegangen war. Es half nicht viel, und am folgenden Abend war selbst dieser kleine Trost dahin. Die »Erlkönig« legte schon an der ersten Station an. Es war eine kleine Stadt, ein Handelsplatz. Moritz erklärte, daß Ulf hier einige Geschäfte abzuwickeln hatte, aber es würde nur eine Stunde oder etwas länger dauern. Da wir aber sowieso zu früh dran waren, entschloß sich Ulf, bis zum nächsten Morgen hierzubleiben. Es war bereits spät am Nachmittag, und immer noch war nichts von Ulf zu sehen. Moritz wurde sichtlich nervös. Schließlich teilte er uns seine Befürchtungen mit. Hin und wieder trank Ulf ziemlich viel. Moritz hatte gehofft, daß er es auf dieser Fahrt bleiben lassen würde, weil diesmal so viel davon abhing, aber vielleicht war sein Geschäft fehlgeschlagen, und er wollte seinen Ärger mit einem Bier hinunterspülen. Und aus dem einen konnten eine ganze Menge mehr geworden sein. Manchmal, wenn er viel trank, ließ sich Ulf mehrere Tage nicht auf dem Kahn blicken.

Das waren schöne Aussichten. Die Sonne ging im Westen unter, und von Ulf war noch immer nichts zu sehen. Moritz redete schon davon, uns allein auf dem Kahn zu lassen und Ulf zu suchen. Die Schwierigkeit war nur, daß die »Erlkönig«, Ulf und Moritz in der Stadt gut bekannt waren. Es waren schon einige Leute gekommen und hatten eine Weile mit Moritz geschwatz. Wenn Moritz in die Stadt ging, mußte Bohnenstange - heute war sein Tag an Deck - mit ihnen reden, und das gefiel Moritz nicht besonders. Man konnte dabei zu leicht mißtrauisch werden. Die Leute würden Bohnenstange über seine Rolle als neuer Lehrling ausfragen - Menschen am Fluß waren Fremden gegenüber sehr neugierig, da sie sich untereinander gut kannten -, und er würde vielleicht etwas sagen, das man sofort als falsch erkannte. Bohnenstange fand einen Ausweg. Wir Jungen konnten ja losgehen und nach Ulf suchen. In einem unbeobachteten Augenblick konnten wir an Land gehen und solange die Kneipen durchsuchen, bis wir ihn gefunden hatten. Dann konnten wir ihn entweder gleich zurückbringen oder Moritz erzählen, wo er war. Sollten wir angesprochen werden, konnten wir uns immer als Reisende aus fernen Gegenden ausgeben, schließlich war der Ort ja ein Handelsplatz, und wir würden wohl kaum auffallen. Auf jeden Fall war es einfacher, als Fragen zu beantworten, die sich auf die »Erlkönig« bezogen. Moritz hatte Bedenken, gab aber zu, daß an Bohnenstanges Vorschlag etwas dran war. Langsam gab er nach. Es ging auf keinen Fall, daß wir alle loszogen, um Ulf zu suchen,

aber einer konnte sich wohl mal umsehen. Die Wahl fiel auf Bohnenstange, denn er hatte die Idee gehabt. Bohnenstange ging also los, und ich fing sofort an, Moritz zu bearbeiten, damit er auch mich gehen ließ. Mein Vorteil war, daß Fritz überhaupt kein Interesse hatte, und so wirkte meine Hartnäckigkeit um so mehr. Fritz sagte nichts, und es war deutlich, daß er so lange warten wollte, bis sich alles auch ohne seine Mithilfe geklärt hatte. Deshalb hatte sich Moritz nur mit mir auseinanderzusetzen. Ich überredete ihn schließlich, denn er war viel weicher und freundlicher als Ulf, aber auch weniger selbstbewußt. Er bestand darauf, daß ich in einer Stunde wieder da sein mußte, ob ich nun Ulf gefunden hatte oder nicht.

Ich zitterte fast vor Aufregung. Ich durfte eine fremde Stadt in einem fremden Land durchstreifen! Schnell sah ich mich um, ob auch niemand den Kahn beobachtete, sprang auf die Kaimauer und ging dann in normalem Tempo an der Anlegestelle entlang. Die Stadt war größer als ich vom Wasser her vermutet hatte. Am Ufer standen Lagerschuppen und Getreidespeicher in langer Reihe, viele waren sogar dreistöckig. Die Gebäude hatten ein steinernes Fundament, waren aber sonst aus Holz, in das Tier- und Menschenfiguren geschnitzt und gemalt waren. Zwischen den Speichern gab es auch ein paar Kneipen, und ich blickte flüchtig hinein, obwohl ich annahm, daß Bohnenstange sie schon vor mir durchsucht hatte. Eine war fast leer. Nur zwei alte Männer saßen vor großen Bierkrügen - ich wußte, daß man sie in dieser Gegend Humpen nannte - und rauchten Pfeife. In der zweiten Taverne saßen etwa zwölf Männer an der Theke, aber ein schneller Blick überzeugte mich, daß Ulf nicht unter ihnen war. Ich kam an eine Straße, die im rechten Winkel vom Fluß wegführte und folgte ihr. Auf beiden Seiten gab es Läden, und der Pferdeverkehr war ziemlich stark, Ponys zogen kleine Wagen, und Reiter überholten große schwere Fuhrwerke. Ich fand, daß sehr viel Betrieb herrschte. Als ich an die erste Kreuzung kam, verstand ich, warum. In der Querstraße wurde ein Markt abgehalten. Auf beiden Seiten standen die Verkaufsstände dicht nebeneinander. Sie verkauften Lebensmittel, Kleider und andere Waren. Heute war Markttag. Nach dem langen Winter im Tunnel und auf dem kahlen Berg, durch das tägliche Training und Lernpensum dauernd beschäftigt, es richtig aufregend, zwischen all den Menschen herumzugehen, die ihre Alltagsgeschäfte besorgten. Für mich war es noch besonders interessant, denn bevor ich zu den Weißen Bergen geflohen war, hatte ich nur unser kleines Dorf gekannt. Ein paarmal hatte man mich zum Markt nach Winchester mitgenommen, und das war immer ein großes Erlebnis gewesen. Diese Stadt war beistimmt so groß wie Winchester, vielleicht sogar größer. Ich ging an den Ständen entlang. Auf dem ersten war Gemüse aufgetürmt - Karotten, kleine Kartoffeln, Bündel grünweißer Spargelstangen, Erbsen und riesige rote und weiße Kohlköpfe. Am zweiten Stand wurde Fleisch verkauft. Nicht etwa in kleinen Scheiben wie der Schlachter sie in England in mein Dorf brachte, nein, hier lagen riesige Schinken, Koteletts und Rollschinken appetitlich mit weißen Schmalzstücken dekoriert. Ich schlenderte herum, staunte und sog die vielen Gerüche begierig ein. Ein Stand verkaufte nur Käse, Käse in den verschiedensten Formen, Farben und Größen. Ich hatte nie gewußt, daß es so viele Sorten gab. An einem Fischstand hingen getrocknete und geräucherte Fische an einer Reihe von Haken, auf einer Steinplatte darunter lagen frisch gefangene Fische, ihre Schuppen waren noch feucht. Langsam kam die Dämmerung herauf, und ein paar Budenbesitzer begannen zusammenzupacken, an den meisten war aber noch Betrieb, und ein dichter Menschenstrom schob sich durch die Reihen der Verkaufsplätze. Zwischen zwei Ständen - der eine verkaufte Lederwaren, und auf dem anderen lagen riesige Kleiderbündel - sah ich den Eingang einer Gastwirtschaft, und das erinnerte mich daran, was ich eigentlich tun sollte. Ich ging hinein und schaute mich um. Hier drinnen war es dunkler als in den Kneipen am Fluß, der Raum war voller Tabakrauch, und eine große Menschenmenge saß an den Tischen verteilt oder stand an der Theke. Als ich herumging, um mich genauer umzusehen, wurde ich von der Theke her angesprochen.

Der Mann war groß und dick und trug eine Lederweste mit grünen Stoffärmeln. Mit rauher Stimme und einem Akzent, den ich kaum verstehen konnte, fragte er: »Na, was soll es denn sein?«

Moritz hatte mir ein paar Münzen mitgegeben, die hier gebräuchlich waren. Sicherheitshalber bestellte ich ein dunkles Bier, ich wußte, daß es das Spezialbier der Gegend war. Der Humpen war größer, als ich erwartet hatte. Er brachte ihn zu mir, der Schaum lief am Glas hinunter, und ich gab ihm eine Münze. Ich trank und mußte den Schaum von den Lippen wischen. Das Bier hatte einen angenehmen, etwas herbsüßen Geschmack. Ich blickte mich um und hoffte, Ulf zu entdecken. An den mit Holz ausgeschlagenen Wänden hingen ausgestopfte Hirsch- und Wildschweinköpfe. Einen Augenblick lang dachte ich, ich hätte Ulf gefunden, aber dann trat der Mann ins hellere Licht, und ich sah, daß er ein Fremder war.

Ich war unsicher und aufgeregt. Aber da ich eine Kappe trug, zählte ich als Mann, und es gab keinen Grund, warum ich nicht hier sein sollte. Doch mir fehlte die Sicherheit derjenigen, die wirklich geweiht waren, und mir wurde deutlich bewußt, daß ich anders war. Nachdem ich festgestellt hatte, daß Ulf nicht an einem der Tische saß, wollte ich wieder weg. So unauffällig wie möglich stellte ich den Humpen ab und bewegte mich auf die Tür zu. Ehe ich noch ein paar Schritte gemacht hatte, rief mich der Mann in der Lederjacke an, und ich drehte mich um. »Hier«, er schob mir ein paar kleine Münzen zu, »du vergißt dein Wechselgeld.«

Ich bedankte mich und wandte mich zum Gehen. Doch diesmal sah er, daß mein Glas noch zu zwei Drittel voll war. »Dein Bier hast du nicht getrunken, ist etwas damit nicht in Ordnung?«

Ich versicherte hastig, daß das Bier gut sei, ich mich aber nicht wohlfühle. Zu meinem Schrecken merkte ich, daß nun andere auf mich aufmerksam wurden. Der Mann an der Theke schien schon fast besänftigt, fragte aber: »Du bist doch kein Württemberger, so wie du redest?« Auf eine solche Frage war ich vorbereitet. Wir sollten in solch einem Fall eine ferne Gegend nennen; ich hatte anzugeben, ich käme aus dem Süden, aus Tirol. Ich sagte das.

Die Lüge war ein voller Erfolg, daß Mißtrauen legte sich augenblicklich. Aus einem anderen Grund war Tirol aber eine äußerst unglückliche Wahl. Ich merkte erst später, daß hier in der Stadt eine starke Abneigung gegen die Tiroler herrschte. Bei den Wettkämpfen war nämlich vor einem Jahr der beste Sportler des Ortes von einem Tiroler besiegt worden, und man behauptete hinterher, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Einer der Umstehenden fragte mich, ob ich zu den Wettkämpfen wollte, und unvorsichtigerweise sagte ich ja. Daraufhin wurde ich heftig beschimpft. Die Tiroler seien Schieber und Betrüger, und sie verachteten auch noch ehrliches Württemberger Bier. Man sollte sie aus der Stadt jagen und im Fluß untertauchen, damit der Schmutz abginge.

Ich mußte so schnell wie möglich verschwinden. Ich schluckte die Beleidigungen und drehte mich zur Tür. War ich erst einmal draußen, dann konnte ich in der Menschenmenge untertauchen. Das war mein einziger Gedanke, und so achtete ich nicht genau auf meinen Weg. Einer der Männer am Tisch streckte sein Bein aus, und unter brüllendem Gelächter der anderen stolperte ich darüber und fiel der Länge nach in die Sägespäne, die den Boden bedeckten.

Selbst das hätte ich noch widerspruchslos ertragen, obwohl ich mir ein Knie aufgeschlagen hatte. Ich stand wieder auf. Plötzlich griff mir eine Hand ins Haar, das durch die Kappe wuchs, schüttelte noch kräftig hin und her und stieß mich wieder zu Boden.

Ich hätte froh sein müssen, daß dieser Angriff meine falsche Kappe nicht losriß und mich entlarvte. Ich hätte mich wirklich auf das einzig Richtige besinnen müssen - aus dieser Kneipe rauszukommen und sicher und unbemerkt auf den Kahn zurückzukehren. Aber ich konnte nur an den Schmerz und an die Demütigung denken. Ich stand auf, sah hinter mir ein grinsen- des Gesicht und sprang es wütend an.

Er war sicher ein oder zwei Jahre älter als ich, größer und schwerer. Selbstbewußt wehrte er mich ab. Ich merkte nicht, wie töricht ich mich benahm, besann mich aber auf meine in langem Training erworbene Geschicklichkeit. Ich täuschte, unterlief einen immer noch halbherzig geschlagenen Schwinger und traf ihn hart dicht über dem Herzen. Diesmal ging er zu Boden, und die Männer um uns herum brüllten auf. Langsam, mit bösem Gesicht stand er auf. Die anderen traten zurück, bildeten einen Kreis um uns und räumten die Tische beiseite. Ich wußte, daß ich mich nun durchschlagen mußte. Ich hatte deswegen keine Angst, merkte aber, wie dumm ich gewesen war. Julius hatte mich gewarnt, meine Heftigkeit zu zügeln.

Er griff mich an, und ich mußte mich voll auf die gegenwärtige Situation konzentrieren. Ich wich zur Seite aus und traf ihn in die Rippen, als er vom eigenen Schwung getrieben an mir vorbeischiß. Obwohl er größer war als ich, hatte er keine Ahnung vom Boxen. Ich hätte so lange ich Lust hatte um ihn heruntänzeln und ihn zermürben können. Aber das konnte ich mir nicht leisten. Ich brauchte eine schnelle Entscheidung, das war auf jeden Fall das beste.

Als er mich wieder angriff, blockte ich den Schlag mit der linken Schulter ab und traf mit der Rechten die empfindlichste Stelle unterhalb der Rippen, machte einen Schritt zurück und schoß einen linken Haken ab, als er seinen Kopf, nach Luft schnappend, nach vorn streckte. Ich schlug so hart ich konnte. Er taumelte fast noch schneller rückwärts, als er nach vorn gekommen war, und stürzte zu Boden. Die Zuschauer waren still. Ich blickte auf meinen Gegner, sah, daß er keine Anstalten machte aufzustehen und ging in Richtung Tür. Ich erwartete, daß sich nun der Ring öffnen und mir den Weg freigeben würde. Aber das geschah nicht. Sie blickten mich schweigend an und wichen keinen Zentimeter. Einer kniete

neben der reglosen Gestalt. Er sagte: »Er hat ihn am Kopf getroffen. Vielleicht ist er schwer verletzt.«

Jemand sagte: »Man sollte die Polizei holen.« Ein paar Stunden später starrte ich zu den Sternen hinauf, die hell am dunklen Himmel standen. Ich fror, hatte Hunger, fühlte mich elend und verabscheute mich selbst. Ich war in der Gefängnisgrube eingesperrt.

Der Richter, dem ich vorgeführt worden war, hatte parteiisch geurteilt. Der junge Bursche, den ich niedergeschlagen hatte, war sein Neffe, der Sohn eines der reichsten Kaufleute der Stadt. Die Zeugen sagten aus, ich hätte in der Gaststätte Beleidigungen gegenüber den Württembergern geäußert und dann den Mann niedergeschlagen, als er gerade nicht zu mir hersah. Diese Geschichte entsprach zwar nicht den Tatsachen, aber alle Zeugen sagten das Gleiche aus. Mein Gegner gehörte allerdings nicht dazu - ich will ihm kein Unrecht tun. Aber das lag wohl daran, daß er von seinem Sturz eine Gehirnerschütterung davongetragen hatte und noch nicht in der Lage war, irgend etwas zu sagen. Man versicherte mir, daß ich gehenkt würde, sollte er sich nicht erholen. So lange wurde ich auf Grund des freundlichen Schiedsspruchs des Richters in der Gefängnisgrube eingesperrt. Das war hier überhaupt die beliebteste Art, mit Übeltätern umzugehen. Die Grube war rund, etwa drei Meter im Durchmesser und genauso tief. Der Boden war mit flachen Steinen gepflastert, und auch die Wände waren mit glatten Steinen gemauert. Unmöglich konnte man an diesen Wänden hochklettern. Als zusätzliche Sicherung ragte oben, dicht unter dem Rand, ein Kranz spitzer Eisenstäbe nach innen. Wie ein Kartoffelsack war ich über die Stäbe geworfen und meinem Schicksal überlassen worden. Ohne Essen oder eine Zudecke für die Nacht saß ich in dieser Grube. Es sah aus, als sollte die Nacht sehr

kalt werden. Zum Überfluß hatte ich mir beim Fall meinen Ellenbogen aufgeschlagen und am Arm einen tiefen Riß davongetragen. Einer meiner Feinde hatte mir noch mit großer Zufriedenheit angekündigt, daß der richtige Spaß erst morgen losgehen würde. Denn die Gefängnisgrube diente nicht nur zur Bestrafung der Bösewichte, sondern auch zum Ergötzen der Leute. Sie hatten die Angewohnheit, oben an der Grube zu stehen und den unglücklichen Gefangenen mit allem zu bewerfen, was ihnen in die Hand oder den Sinn kam. Dabei bevorzugten sie Unrat - verfaultes Obst, Schlamm und ähnliche Dinge. Wenn sie aber wirklich wütend und aufgebracht waren, dann nahmen sie auch Steine, Holzscheite und zerbrochene Flaschen. In der Vergangenheit waren einige Gefangene schon schwer verwundet, einer sogar getötet worden. Meinen Gegnern schien die Aussicht großen Spaß zu machen, und sie genossen sichtlich, mir alle Möglichkeiten auszumalen. Ich war schon froh, daß es nicht nach Regen aussah. Hier unten gab es keinen Schutz gegen Witterungseinflüsse. An der Wand stand ein Trog mit Wasser. Obwohl ich durstig war, war ich noch nicht durstig genug, um daraus zu trinken. Als ich hier hinuntergeworfen wurde, hatte ich in der Abenddämmerung gerade noch sehen können, daß das Wasser von einer grünlichbraunen Schicht bedeckt war. Etwas zu essen bekamen die Gefangenen in der Grube nicht. Wenn sie hungrig genug waren, würden sie schon die Abfälle essen, die ihnen zugeworfen wurden - Knochen und schimmliges Brot. Auch das fand man wohl lustig. Was war ich für ein Dummkopf gewesen. Mich fröstelte es, ich verfluchte meinen Leichtsinns und zitterte wieder vor Kälte. Die Nacht verging quälend langsam. Ein paarmal legte ich mich auf den Boden, rollte mich zusammen und versuchte zu schlafen. Aber es wurde immer kälter, und ich mußte nach kurzer Zeit wieder aufstehen und herumgehen, um mein Blut in Bewegung zu bringen. Ich überlegte, wie es wohl den anderen gehen mochte. Ob Ulf schon zurück war? Ich wußte, daß er für mich keinen Finger rühren würde. Er war zwar in der Stadt bekannt, aber er konnte das Risiko nicht eingehen und zeigen, daß er etwas mit mir zu tun hatte. Morgen würden sie weiter flußabwärts fahren und mich meinem Schicksal überlassen. Sie hatten gar keine andere Wahl. Der große Kreis über mir wurde heller. Ich merkte genau, wo Osten war, denn dort war das Licht deutlicher. Zur Abwechslung saß ich auf der Erde und lehnte mit dem Rücken an der Wand. Trotz der Kälte überkam mich die Müdigkeit. Mein Kopf sank auf die Brust. Dann schreckte mich ein Geräusch von oben auf, und ich war sofort hellwach. Über mir tauchte ein Gesicht auf und starrte herunter. Ein Frühaufsteher, dachte ich düster, einer der es nicht erwarten kann. Bald würde also das Werfen beginnen.

Dann kam eine Stimme, die mich leise anrief: »Will - bist du in Ordnung?« Es war die Stimme von Bohnenstange. Er hatte vom Kahn ein Seil mitgebracht. Weit nach vorn gelehnt band er es an einem Eisenstab fest und warf mir das andere Ende zu. Ich griff zu und zog mich hoch. Bei den Eisenspitzen wurde es etwas schwierig, aber Bohnenstange reichte mir eine Hand und half mir. Nach wenigen Augenblicken stand ich oben am Rand der Gefängnisgrube. Wir redeten nicht erst lange. Die Grube befand sich im Randbezirk der Stadt, die sich noch schlafend zwischen uns und dem Liegeplatz der »Erlkönig« ausbreitete. Ich hatte nur noch verschwommene Vorstellungen von dem Weg, den man mich her-geschleppt hatte, aber Bohnenstange rannte zielstrebig los, und ich folgte ihm. Wir brauchten etwa zehn Minuten, bis wir den Fluß sahen, und waren unterwegs nur einem Mann begegnet, der uns etwas zurief, uns aber nicht verfolgte. Ich merkte, daß Bohnenstange die beste Zeit ausgesucht hatte. Wir kamen an die Straße, wo die Marktbuden gestanden hatten. Noch fünfzig Meter und wir würden am Kai sein.

Wir erreichten die Anlegestelle und wandten uns nach links. Noch weitere fünfzig Meter, an der Gaststätte vorbei, neben dem Kahn, der »Siegfried« hieß - ich starrte hin und blieb stehen. Auch Bohnenstange stoppte. Die »Siegfried« lag da, aber der Platz daneben war leer. Nach einem kurzen Augenblick zog mich Bohnenstange am Ärmel. Ich schaute, wohin er zeigte - nach Norden. Die »Erlkönig« schwamm in der Mitte des Flusses, etwa einen halben Kilometer entfernt den Fluß hinab. Wie ein Spielzeugschiff verschwand sie in der Ferne.

Ein Floß

Unsere erste Sorge war, schnell von der Stadt wegzukommen, bevor meine Flucht aus der Gefängnisgrube bemerkt wurde. Wir gingen nach Norden und kamen durch ein paar Nebenstraßen mit halb zerfallenen Häusern, die neben den frisch gestrichenen und gut erhaltenen Gebäuden der Stadtmitte richtig verwahrlost aussahen. Endlich fanden wir eine kleine Straße - eigentlich war es mehr ein Feldweg -, die in etwa dem Flußlauf folgte.

Im Osten ging die Sonne über den waldbedeckten Hügeln auf. Zugleich zog eine Wolkenwand auf und näherte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Innerhalb einer guten Viertelstunde hatte sie den Himmel bezogen und die Sonne verdeckt. Nach einer Dreiviertelstunde regnete es über den Hügeln, und der Schauer kam rasch auf uns zu. Schon nach fünf Minuten waren wir total durchnäßt und fanden schließlich in einer von der Straße abgelegenen Ruine einen gewissen Schutz. Jetzt hatten wir Zeit, darüber nachzudenken, was wir angestellt hatten, und zu beraten, was wir weiter tun sollten.

Unterwegs erzählte mir Bohnenstange, was er erlebt hatte. Er fand Ulf nicht, aber als er zum Kahn zurückkam, war

Ulf schon da. Er hatte tatsächlich getrunken, aber das hatte seine schlechte Stimmung nicht gebessert. Auf mich und Bohnenstange war er wütend, weil wir in die Stadt gegangen waren, und auf Moritz war er böse, weil er es zugelassen hatte. Er bestimmte, daß wir zwei für den Rest der Fahrt unter Deck bleiben mußten. Fritz war offensichtlich der einzige, auf den man sich verlassen konnte, der einzige, der einen Funken Verstand besaß.

Als die Zeit verstrich und ich nicht zurückkehrte, wurde er immer wütender. Als es dunkel geworden war, kam ein Bekannter aus der Stadt und besuchte Ulf. Er erzählte von dem jungen Tiroler, der in einer Taverne eine Schlägerei angefangen hatte und als Strafe in die Gefangenengrube geworfen worden war. Als der Mann wieder gegangen war, tobte Ulf. Mein Leichtsinn hatte das ganze Unternehmen gefährdet. Ich war für den Auftrag eher ein Risiko als ein Gewinn. Er würde auf keinen Fall länger auf mich warten, und ein Befreiungsversuch kam überhaupt nicht in Frage. Am kommenden Morgen würde die »Erlkönig« ihre Fahrt wieder aufnehmen. Sie würde eben zwei anstatt drei der Teilnehmer zum Wettkampf bringen. Was mich anging, so war ich aus eigener Schuld in der Gefängnisgrube gelandet.

Obwohl er nicht darüber sprach, wußte ich, daß Bohnenstange in schweren Gewissensnöten gewesen war. Wir unterstanden Ulfs Autorität und hatten ihm in allen Dingen zu gehorchen. Vor allem, was Ulf sagte, war völlig richtig. Und schließlich war unser Auftrag wichtiger als das Wohl des einzelnen. Seine Aufgabe war, bei den Wettkämpfen zu gewinnen, in die Stadt der Tripoden hineinzukommen und wichtige Informationen herauszubringen, die beitrugen, die Dreibeiner zu besiegen. Das war es, worum es eigentlich ging.

Aber Bohnenstange unterhielt sich mit Moritz, fragte ihn, wo die Gefängnisgrube eigentlich war und wie sie aussah. Ich weiß nicht, ob Moritz so dumm war, daß er nicht merkte, worauf die Fragen abzielten, oder ob er es merkte und im Grund Bohnenstanges Verhalten billigte. Eigentlich, dachte ich, war Moritz für seine Arbeit zu gutmütig, die eine gewisse Rücksichtslosigkeit erforderte. Immerhin, Bohnenstange erfuhr, was er wissen mußte, und bei Morgendämmerung nahm er ein Seil und verließ die »Erlkönig«, um mich zu suchen. Wahrscheinlich hörte Ulf, wie er davonschlich, und entschloß sich entweder aus Wut oder kühler Überlegung, den einzig verlässlichen der drei zu retten und die »Erlkönig« abfahren zu lassen, ehe irgendwelche Fragen gestellt werden konnten. So waren wir hier also gelandet, Hunderte von Kilometern von unserem Ziel entfernt.

Der Regen hörte genauso plötzlich auf, wie er angefangen hatte. Die Sonne brannte vom Himmel, und unsere nasse Kleidung dampfte, als wir weitergingen. Nach einer knappen Stunde durchnäßte uns ein zweiter Wolkenbruch bis auf die Haut - diesmal fanden wir keinen Unterschlupf. Während des ganzen Tages wechselten heftige Regenschauer mit glühender Hitze ab. Die meiste Zeit klebte uns die nasse Kleidung am Körper. Wir fühlten uns elend und empfanden deutlich, in welcher scheußlichen Situation wir - ich vor allem - uns gebracht hatten.

Dazu kam der Hunger. Seit gestern mittag hatte ich nichts mehr gegessen, und als die Aufregung der Befreiung und Flucht langsam nachließ, spürte ich den Hunger immer mehr. Zwar hatten wir noch den Rest des Geldes, das uns Moritz gegeben hatte, fanden aber hier im offenen Land keine Möglichkeit, es auszugeben, und auf keinen Fall wollten wir so lange in der Stadt bleiben, bis die Geschäfte öffneten. Das Land, durch das wir zogen, bestand nur aus unbestellten Feldern und Weiden, auf denen schwarzweiß gefleckte Kühe wiederkäuten. Ich schlug vor, eine zu melken. Mit Bohnenstanges Hilfe konnte ich ein Tier in eine Ecke des Zaunes treiben. Der Erfolg war niederschmetternd. Ich konnte nur ein paar Tropfen herausbringen, dann widersetzte sie sich meinen unbeholfenen und wohl auch ein wenig rauen Versuchen und rannte davon. Es hatte wohl keinen Sinn, noch einen Versuch zu unternehmen. Nach mehreren Stunden kamen wir an ein Rübenfeld. Ein Haus stand in Sichtweite, aber wir wagten es trotzdem, ein paar Rüben auszureißen. Sie waren klein und schmeckten bitter, aber wir hatten wenigstens etwas zum Kauen. Als wir weitergingen, kamen wir wieder in einen Regenschauer, der diesmal eine volle Stunde anhielt. Wir fanden ein paar alte Ruinen, in denen wir die Nacht verbringen konnten. Wir hatten nichts mehr zu essen gefunden und kauten Gras und die jungen, grünen Triebe einer Hecke, um unser Hungergefühl zu betäuben. Es half nichts, wir bekamen nur Bauchschmerzen. Außerdem waren unsere Sachen immer noch naß. Als der Morgen graute, lagen wir noch immer wach und machten uns müde und elend auf den Weg. An diesem Tag regnete es zwar nicht, aber es war bewölkt und kühl. Neben uns strömte das Wasser des Flusses vorbei. Wir beobachteten einen Kahn, der flußab fuhr, und hatten den Eindruck, als er vorbeizog, daß auf dem Petroleumofen Schinken gebraten wurde. Etwas weiter kamen wir an ein paar Häuser, ein winziges Bauerndorf, und Bohnenstange hatte die Idee, sich als Wanderer auszugeben und etwas Essen zu erbetteln. Ich wollte es für ihn tun, aber er bestand darauf, weil es sein Vorschlag war. Ich mußte mich verstecken, denn Wanderer durchstreiften die Lande immer allein. So drückte ich mich in eine Hecke und beobachtete.

In meinem Heimatdorf gab es ein Wandererheim, das für die armen herumziehenden Verrückten bereitstand: Dort gab man ihnen zu essen und zu trinken. Diener räumten auf und kochten. Bohnenstange hatte mir erzählt, daß es in seinem Land so etwas nicht gab. Die Wanderer schliefen, wo sie gerade etwas fanden - wenn sie Glück hatten im Heuschuppen, sonst in Ruinen. Sie erbettelten die Nahrung von Tür zu Tür. Wir nahmen an, daß es hier ähnlich sein würde. Es waren etwa sechs Häuser, und Bohnenstange ging zum ersten und klopfte. Die Tür wurde nicht geöffnet. Später erzählte er mir, daß Von innen eine Stimme gerufen hätte, er solle sich zum Teufel scheren, und dann konnte

er noch eine Reihe von Flüchen hören. An der zweiten Tür kam überhaupt keine Antwort. Neben der dritten Tür öffnete sich das Fenster, und ein Eimer Schmutzwasser wurde, von schallendem Gelächter begleitet, über ihn ausgeleert. Noch nasser als zuvor wandte er sich ab, als die Tür aufgemacht wurde. Er drehte sich halb um und nahm sich vor, selbst Beschimpfungen hinzunehmen, wenn er nur etwas zu essen bekam - und rannte davon. Sie hatten einen großen, böse aussehenden Hund auf ihn losgelassen. Der Hund jagte ihn fast bis zu meinem Versteck, blieb dann stehen und bellte ihm wütend nach.

Einen halben Kilometer weiter fanden wir ein Kartoffelfeld und rissen ein paar Stauden aus. Die Kartoffeln waren klein und hätten gekocht sicher besser geschmeckt. Aber wir besaßen nichts, um in diesem kalten, grauen und unfreundlichen Land Feuer zu machen. Wir stolperten weiter, und als die Dunkelheit hereinbrach, sahen wir vor uns einen Kahn an einer Anlegestelle liegen. Ich glaube, wir hatten beide den gleichen Gedanken - es könnte die »Erlkönig« sein. Vielleicht war Ulf aus irgendeinem Grund aufgehalten worden, und wir könnten wieder zu ihnen stoßen. Es hatte keinen Sinn zu hoffen, aber trotzdem waren wir bitter enttäuscht, als sich die Hoffnung nicht erfüllte. Der Kahn sah größer aus als die »Erlkönig« und wollte flussaufwärts, nicht hinab. Wir wandten uns vom Fluß ab, um einen Bogen um den Anlegeplatz zu schlagen. Später näherten wir uns wieder dem Flußufer und saßen frierend in einer halb zerfallenen Hütte. Wir schwiegen. Bohnenstange überlegte jetzt vielleicht, daß er ohne mich geschützt und warm und mit ausreichendem Essen auf dem Kahn sitzen könnte. Ich selbst dachte auch sehnsüchtig daran, aber es half nicht. Plötzlich sagte er: »Will!« »Ja!«

»Dort, wo der Kahn lag, war eine kleine Werft, und ein paar Häuser standen auch dort. Das war sicher eine der Stationen.« »Ich glaube schon.« »Es war die erste, an der wir vorbeigekommen sind.« Ich dachte darüber nach. »Ja, das stimmt.« »Ulf rechnete damit - wenn er gemütlich fuhr -, pro Tag die Strecke bis zur jeweils zweiten Station zurückzulegen. In zwei Tagen . . .« In zwei Tagen hatten wir eine Strecke zurückgelegt, die der Kahn an einem Vormittag geschafft hätte. Wir waren vom Tagesanbruch an so lange marschiert, bis es dunkel wurde und wir nicht mehr sehen konnten, wohin wir gingen. Diese Rechnung war entmutigend. Ich sagte nichts, und Bohnenstange fuhr fort: »Es war geplant, daß wir drei Tage vor Beginn der Wettkämpfe ankommen sollten. Bei unserem Tempo brauchen wir aber mindestens

zwanzig. Die Wettkämpfe werden längst vorbei sein, wenn wir ankommen.« »Ja.« Ich versuchte meine Betäubung abzuschütteln. »Meinst du, wir sollten zurückgehen?« »Zur Höhle? Ich weiß nicht, was wir Julius sagen sollten.« Ich wußte es auch nicht, aber konnten wir überhaupt noch etwas anderes tun? Bohnenstange sagte: »Wir müssen schneller vorankommen. Auf dem Fluß.«

»Wir können nicht zu einem anderen Kahn gehen. Du weißt, was uns gesagt wurde. Die Leute sind Fremden gegenüber mißtrauisch und lassen niemanden an Bord.« »Wenn wir ein eigenes Boot hätten . . .« »Das wäre prima«, sagte ich, und es klang ein wenig sarkastisch. »Oder wenn wir eine »Schmand-Bahn« fänden, die am Fluß entlangläuft, und hinaufklettern könnten.« Bohnenstange war ungeduldig. »Ein Boot oder ein Floß? Die eine Seite dieser Hütte vielleicht? Es fällt sowieso schon alles auseinander. Wenn wir die Seite ganz lösen und ins Wasser bringen könnten . . . Die Strömung würde uns zweimal so rasch treiben, als wir laufen könnten, und brächte uns noch zur richtigen Stelle.« Das sah ich ein und fühlte plötzlich wieder eine Hoffnung in mir aufsteigen. Für den Augenblick vergaß ich die Kälte und den knurrenden Magen. Es konnte gehen. Als ich noch ein kleiner Junge war, hatte ich mit meinem Vetter Jack einmal eines gebaut. Wir wollten damit auf einem kleinen Ententeich fahren, aber es brach auseinander, und wir landeten im schmutzigen und stinkenden Wasser. Aber damals waren wir Kinder. Jetzt war es etwas anderes. Ich fragte: »Meinst du, wir schaffen es?« »Morgen früh«, antwortete Bohnenstange, »morgen früh werden wir es versuchen.«

Als wollte er uns ermuntern, begann der Tag mit herrlichem Wetter. Beim ersten Licht machten wir uns an die Arbeit. Sie fiel uns zuerst sehr leicht, später wurde sie mühselig. Die Wand, die Bohnenstange meinte, maß etwa zwei Meter im Quadrat und war vom Dach schon abgebrochen. Wir rissen sie noch von den Seitenwänden los. Das ging ziemlich einfach, wir drückten sie nur nach außen und nach unten. Das Krachen schien uns wunderbar, mit dem sie schließlich um- und - auseinanderfiel, als sich die einzelnen Bretter lösten. Bohnenstange meinte, wir müßten sie quer über die anders gelegten Bretter annageln, in den übrigen Wänden gäbe es ja noch genug Holz. Wir brauchten nur noch die alten Nägel herauszuziehen und dort wieder einzuschlagen, wo wir sie nötig hatten. Er sprach mit einer ungeheuren Zuversicht.

Aber die meisten Nägel waren krumm und so stark verrostet, daß sie uns zwischen den Fingern zerbröckelten. Wir mußten die besten suchen und sie vorsichtig herausziehen, wieder geradebiegen und in unsere Querleiste schlagen. Natürlich besaßen wir keinen Hammer und mußten uns mit glatten Steinen behelfen. Bohnenstange hatte einen passenden Stein gefunden, gab ihn aber mir und sagte, ich könnte besser damit umgehen. Das stimmte. Ich war immer schon ziemlich geschickt gewesen;

meine Hände, muß ich zugeben, konnte ich besser gebrauchen als meinen Kopf.

Die Arbeit war hart und dauerte lange. Als wir endlich fertig wurden, waren wir in Schweiß gebadet, und die Sonne stand schon hoch über den Hügeln. Nun blieb nur noch die schwere Aufgabe, unser Floß ins Wasser zu bringen. Die

Hütte stand etwa zwanzig Meter vom Ufer entfernt, und der Boden war wellig und morastig. Das Floß hatte ein so großes Gewicht, daß wir es nicht tragen konnten. Wir mußten es über den Boden schleifen. Jedesmal kamen wir nur ein paar Schritte weit und mußten uns dann wieder eine Weile ausruhen. Einmal blieben wir in unangenehm stechenden Dornenbüschen stecken. Ich war nahe daran aufzugeben und trat in ohnmächtigem Zorn gegen die Planken. Doch Bohnenstange zerrte so lange, bis das Floß freikam. Endlich hatten wir es am Ufer und brauchten es nur noch einen niedrigen Abhang hinunter in das dunkle, schnell strömende Wasser des großen Flusses zu schieben. Wir hatten sogar ein bißchen Glück. Bohnenstange fand das Nest eines Wasservogels, in dem vier gesprenkelte Eier lagen. Wir aßen sie roh undleckten die Schalen sorgfältig aus. Dann gingen wir wieder an die Arbeit. Bohnenstange watete ins Wasser und zog, ich schob das Floß von der anderen Seite. Es knarrte bedenklich. Ein Nagel sprang wieder aus dem Holz, aber dann lag es im Wasser, und es schwamm tatsächlich. Wir kletterten hinauf und stießen uns vom Ufer ab.

Es war nicht gerade eine Siegesfahrt! Die Strömung zog uns in die Flußmitte, drehte uns in langsamen engen Kreisen und schwemmte uns flußabwärts. Das Floß schwamm - aber nur eben so. Unser Gewicht drückte es fast ganz unter Wasser. Eine einzige Ecke ragte heraus. Durch das mangelnde Gleichgewicht stand sie einige Zentimeter über dem Wasser: Wir wechselten einander ab. Einer kauerte sich auf dieses trockene Stück, während der andere im Wasser saß oder auf dem Bauch in der Nässe lag. Das Wasser war ziemlich kalt, aber das konnte zu dieser Jahreszeit nicht anders sein, denn der Fluß führte viel Schmelzwasser von den schneebedeckten Bergen im Süden. Aber wir kamen doch schneller voran, als wir hätten laufen können. In gleichmäßiger Geschwindigkeit zogen die Ufer an uns vorbei. Auch das Wetter blieb gut. Die Sonne brannte aus einem blauen Himmel und wurde vom dunklen Wasser blendend reflektiert. Bohnenstange rief mir etwas zu und deutete in die Ferne. Im Westen stampfte ein Tripode mit riesigen Schritten durch die Felder. Ich empfand so etwas wie grimmige Befriedigung bei dem Anblick. So winzig wir im Vergleich zu den Dreibeinern waren, wir waren unterwegs, um diese Ungeheuer zu bekämpfen. Als ich das nächste Mal einen Dreibeiner sah, war es mit meiner Zuversicht nicht mehr weit her.

Eine Stunde nach unserem Start kamen wir an einem Kahn vorbei. Er fuhr flußauf, und unsere Begegnung war nur kurz. Ein Mann stand an Deck, starrte uns verwundert an und schrie uns etwas zu, aber wir konnten ihn nicht verstehen. Wir mußten auch komisch ausgesehen haben, wie wir auf dem Gestell, das fast ganz unter Wasser stand, vorbeischwammen.

Der Hunger war durch die vier rohen Eier nur vorübergehend besänftigt und wurde mit der Zeit immer stärker. Wir kamen an bestellten Feldern vorbei, die wir hätten plündern können, aber unser kümmerliches Gefährt hatte einen grundlegenden Nachteil: Es ließ sich nicht steuern. Wir besaßen zwar ein paar lange, von den Brettern abgesplitterte Holzstücke, aber damit konnten wir uns nur von einigen Hindernissen abstoßen, zu mehr waren sie nicht zu gebrauchen. Wir wurden hilflos vom Fluß mitgerissen. Falls wir nicht zufällig auf Grund liefen, konnten wir nur an Land kommen, wenn wir das Floß aufgaben und ans Ufer schwammen. Wir waren ziemlich weit draußen, und die Strömung war stark. Es wäre ziemlich anstrengend gewesen, dagegen anzuschwimmen. Inzwischen zogen die Felder vorbei und wurden von Hängen abgelöst, die mit Reben bebaut waren. Dort war zu dieser Jahreszeit nichts zu holen. Die Trauben würden noch nicht einmal angesetzt haben.

Ein großer Fisch, wahrscheinlich ein Salm, sprang aufreizend vor uns aus dem Wasser. Wir hatten keine Möglichkeit, ihn zu kochen, aber hätten wir ihn fangen können, wir hätten ihn auch roh gegessen. Ich klammerte mich an das Holz und stellte mir herrliche Festessen vor - Rindfleisch, über offenem Feuer am Spieß gebraten . . . Eine zarte Lammkeule mit einer Minzerisoße, wie sie meine Mutter machte . . . Oder einfach Weißbrot mit Käse - das Brot innen weich aber mit knuspriger Kruste, der Käse gelb und so schön trocken, daß er fast schon durch bloße Berührung zerfiel. Ich schmeckte meinen eigenen Speichel im Mund, wäßrig und fad.

Die Stunden vergingen. Die Sonne stieg hinter uns in den Himmel und versank in einer weiten Kurve im Westen. Es war heiß und bitterkalt zur gleichen Zeit. Um das leere Gefühl im Magen zu betäuben, trank ich riesige Mengen Wasser, das ich mit einer Hand schöpfte. Aber ich fühlte mich nur aufgeschwemmt und noch genauso hungrig. Schließlich waren Bohnenstange und ich uns einig, daß wir unbedingt etwas zu essen besorgen mußten. Wir waren an zwei Dörfern vorbeigekommen, eins an jedem Ufer. Dort gab es Lebensmittel oder wenigstens irgend etwas Eßbares in den Gärten, wenn wir nichts besseres fanden. Wenn wir mit unseren Holzstücken ordentlich paddelten und beim nächsten Zeichen menschlicher Behausung an Land gingen . . . Bohnenstange meinte: »Wenn wir bis zur Dunkelheit aushalten, dann sind unsere Aussichten, etwas zu finden, ohne gesehen zu werden, besser.« »Vielleicht kommen wir an keinem Dorf mehr vorbei.« Wir stritten uns darüber, aber er gab endlich nach. Die Strömung hatte uns ein wenig näher zum westlichen Ufer getrieben, und wir versuchten, an Land zu paddeln. Das Ergebnis war lächerlich. Das Floß drehte sich schneller, aber ans Ufer kamen wir nicht. Schließlich gaben wir den Versuch auf. Es war sinnlos. »Es hat keinen Zweck!« sagte Bohnenstange. »Dann müssen wir schwimmen.« »Das hieße, das Floß aufgeben.« Natürlich würde es das bedeuten. Ich war ärgerlich. »Wir können nicht ewig ohne Essen auskommen. Es war sowieso eine blöde Idee, vor allem, weil wir das Floß nicht steuern können.« Bohnenstange schwieg. Das irritierte mich, und ich fuhr fort: »Und was sollen wir in der Nacht machen? Hier können wir nicht schlafen. Wenn

wir es versuchten, würden wir vom Floß rutschen und ertrinken. Ehe es dunkel wird, müssen wir das Floß sowieso aufgeben.«

»Ja«, antwortete er, »das stimmt. Aber wir können noch etwas warten. Hier sind im Augenblick ja doch keine Häuser.«

Er hatte recht. Der Fluß strömte zwischen grünen Feldern, die kein Zeichen menschlichen Lebens verrieten. Ich sagte mürrisch: »Na gut, aber müssen wir nicht gerade wieder mal abwechseln?«

Später kamen wir an verlassenen Ruinen vorbei, und weiter nördlich stießen wir wieder auf einen Kahn. Ich fühlte die Versuchung, ihnen zuzurufen, sie sollten uns aufnehmen. Nur mühsam konnte ich das Verlangen unterdrücken. Gegen Mittag hatten wir eine Anlegestation passiert. Sie war leer, der kleine Hafen sah im heißen Sonnenlicht weiß und still aus. An der zweiten Station lagen zwei Kähne angebunden, und ein dritter hielt in etwa einem Kilometer Entfernung darauf zu. Ich hatte nichts mehr davon gesagt, das Floß zu verlassen und ans Ufer zu schwimmen. Bohnenstange wußte genausogut wie ich, daß wir das irgendwann doch tun mußten. Ich spürte eine kleinliche, hämische Freude und wollte ihn den Anfang machen lassen. Als das Tageslicht schwächer wurde, sahen wir wieder Ruinen, aber noch immer keine menschliche Siedlung. Der Fluß war breiter geworden, und wir trieben ziemlich in der Mitte. Auf keinen Fall wäre das Schwimmen hier leicht gewesen, und für zwei Leute, die hungrig, erschöpft, naß und erfroren waren, würde es noch schwerer sein. Unsere Lage wurde immer schwieriger, und mein Ärger über Bohnenstange verblaßte gegenüber unseren Sorgen.

Plötzlich änderte sich alles. Von Norden kommend, stampfte ein Dreibeiner am westlichen Ufer entlang. Er mußte etwa hundert Meter entfernt an uns vorbeikommen, dichter als jeder andere auf diese Fahrt. Als er vorbei war, fühlte ich nicht mehr wie früher Zufriedenheit, ich war nur erleichtert. Da sah ich, wie er umdrehte und auf uns zukam. Ich hörte das auf- und abschwellige Heulen, das ich schon zweimal vernommen hatte und nun fürchtete. Als die riesigen Metallfüße ins Wasser platschten, spritzte es hoch auf. Es gab keinen Zweifel mehr, daß wir das Ziel waren. Hatten sie die »Erlkönig« aufgegriffen, überlegte ich? Wußten sie auf geheimnisvolle Weise von unserem Vorhaben und suchten uns jetzt? Ich blickte Bohnenstange an, und er starrte zurück. »Bloß weg!«, sagte ich.

Aber es war schon zu spät. In diesem Augenblick schwang der Metallfühler von der Halbkugel herab, krachte zwischen uns auf das Floß und zerschmetterte die schwachen Planken. Im Nächsten Moment schlug das Wasser über uns zusammen.

Der Einsiedler auf der Insel

Ich hatte erwartet, von dem Fühler ergriffen zu werden. Daß der Dreibeiner statt dessen das Floß zerschlug, verblüffte und erschreckte mich. Ich tauchte tief und schluckte Wasser, ehe ich richtig begriff, was geschah. Als ich auftauchte und mich umsah, merkte ich, daß der Dreibeiner - nun wieder ohne den Heulton - einfach auf seinem ursprünglichen Weg nach Süden davon-schaukelte. Was der Tripod getan hatte, schien so zielloos wie das Umkreisen der Orion zu sein, als wir damals den Kanal von England aus überquerten. Wie ein mutwilliges Kind hatte er etwas entdeckt, aus sinnloser Bössartigkeit zerstört und dann seinen Weg fortgesetzt.

Aber im Augenblick war das Überleben wichtiger als das Enträtseln der Verhaltensweise dieses Dreibeiners. Das Floß hatte sich in seine Einzelteile aufgelöst, eine Planke tauchte dicht vor mir wieder auf. Ein paar Schwimmstöße brachten mich heran, ich klammerte mich fest und sah mich nach Bohnenstange um. Ich sah nichts als Wasser, das bei hereinbrechender Dämmerung immer grauer wurde. Ich befürchtete, daß die Spitze des Fühlers Bohnenstange vielleicht getroffen hatte, als sie niederkrachte. Dann hörte ich seine Stimme, drehte mich, um zurückzuschauen, und sah ihn auf mich zuschwimmen. Er hielt sich am anderen Ende des Brettes fest, und wir traten Wasser und rangen nach Luft. »Sollen wir aufs Ufer zuhalten?« fragte ich. Er hatte einen Hustenanfall und antwortete dann: »Noch nicht. Sieh nach vorn, der Fluß macht eine Schleife. Wenn wir uns treiben lassen, werden wir vielleicht näher ans Ufer geschwemmt.«

Die Planke war eine Stütze, die ich auf keinen Fall loslassen wollte. Die Strömung schien schneller, auf jeden Fall turbulenter zu sein. Auf beiden Seiten waren Hügel, und der Fluß zwängte sich zwischen ihnen hindurch. Wir kamen zu der Biegung, an der sich der Fluß fast im rechten Winkel nach Westen wandte. Als wir zu der Stelle kamen, sah ich, wie sich das grüne Ufer auf einer Seite teilte, und entdeckte dahinter noch mehr Wasser. »Der Fluß gabelt sich«, sagte ich. »Wir müssen sehen, daß wir an Land kommen«, antwortete Bohnenstange. In den Flüssen in der Gegend um mein Heimatdorf hatte ich schwimmen gelernt, manchmal haben wir sogar heimlich im See oben beim Herrenhaus gebadet. Ich konnte also ein wenig schwimmen, aber Bohnenstange war in einer Seestadt aufgewachsen. Mit kräftigen Stößen schwamm er davon, merkte, daß ich zurückfiel und rief: »Ist etwas nicht in Ordnung?« Verbissen schrie ich zurück: »Alles klar!« und konzentrierte mich aufs Schwimmen. Die Strömung war sehr stark. Das Ufer, auf das ich zuhielt, tauchte schon vor mir auf und zog vorbei. Nur ganz langsam konnte ich die Entfernung

verringern. Dann sah ich etwas, was mich entsetzte. Das Ufer lief plötzlich in eine Sandspitze aus, und dahinter lag breiter als zuvor der Fluß. Der Fluß hatte sich also nicht gegabelt, wir waren nur auf eine Insel gestoßen. Wenn ich an der Insel vorbeigeschwemmt würde, dann müßte ich eine noch viel breitere Strecke überwinden. Bereits völlig erschöpft würde ich plötzlich mitten im Strom anstatt dicht am Ufer schwimmen. Ich änderte die Richtung und schwamm fast genau gegen die Strömung. Ich hörte Bohnenstange wieder rufen, hatte aber keine Zeit, mich nach ihm umzusehen oder gar zu antworten. Ich kämpfte mich vorwärts, die Arme wurden bleischwer, das Wasser kälter und wilder. Ich achtete schon nicht mehr darauf, wohin ich eigentlich schwamm, ich zwang mich nur zu immer neuen Schwimmstößen. Dann traf mich etwas am Kopf, und benommen ging ich unter. Ich erinnerte mich an nichts mehr, bis ich merkte, daß mich jemand an Land schleifte und ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Bohnenstange zog mich ans grasbewachsene Ufer. Als ich mich so weit erholt hatte, daß ich mich umsehen konnte, merkte ich, daß wir es nur ganz knapp geschafft hatten. Wir hatten die äußerste Nordspitze der Insel erreicht. Die Insel lag genau in der Flußbiegung, und unterhalb wurde der Strom sehr viel breiter. Ich merkte, daß mir der Kopf weh tat. »Eine Planke hat dich getroffen«, sagte Bohnenstange, »sie war sicher vom Floß. Wie geht es dir, Will?« »Mir ist schwindlig«, sagte ich und spürte noch etwas anderes. »Und Hunger habe ich. Dort drüben - ist das nicht . . .« »Ja«, antwortete er, »ein Dorf.«

Trotz der Dämmerung konnte man am nächsten Ufer ein paar Häuser erkennen, denn die Fenster waren erleuchtet. Im Augenblick hätte ich mich gern mit dreckigem Wasser überschütteten lassen, oder Hunde hätten mich hetzen können, selbst Fragen, was ich eigentlich hier täte, hätten mir nichts ausgemacht, aber ich wäre keinen Meter mehr geschwommen. Ich konnte wieder klar denken, aber ich war so schwach, als hätte ich einen Monat lang im Bett gelegen. »Wir schwimmen morgen rüber«, entschied Bohnenstange. »Ja«, ich nickte müde, »morgen.«

»Dort hinten stehen dichte Bäume, dort sind wir mehr geschützt, falls es regnet.« Ich nickte wieder und bewegte meine müden Beine vorwärts. Aber nur ein paar Schritte und hielt dann plötzlich inne. Bei den Bäumen stand jemand und beobachtete uns. Als er merkte, daß wir ihn gesehen hatten, kam er auf uns zu. Im schwachen Licht sah ich, daß es ein Mann in mittleren Jahren war, groß und hager, in ein rauhes Hemd und eine grobe Hose gekleidet, sein Haar war lang, und er trug einen wilden Bart. Und ich sah noch etwas. Obwohl sein Haar hinten herunterhing, hatte er eine Stirnglatze. Es war schwarz und fing an grau zu werden. Und dort, wo das Metallgeflecht der Kappe hätte sein müssen, war nur Haut, durch lange Jahre in der Sonne braun und lederartig hart geworden.

Er sprach deutsch, aber mit einem harten Akzent. Er hatte über den Fluß geblickt und uns im Wasser schwimmen und Bohnenstange mich herausziehen sehen. Ich fand, er benahm sich merkwürdig - teils schien er mürrisch, und teilweise schien er uns willkommen zu heißen. Er erweckte das Gefühl, als hätte er ganz gern gesehen, wenn wir abgetrieben worden wären. Beistimmt hatte er keinen Gedanken daran verschwendet, ob wir ertrinken würden oder nicht. Aber nun waren wir einmal da . . .

Er redete uns an: »Ihr wollt euch sicher trocknen. Kommt mit.« Ich hatte eine Menge Fragen, vor allem wunderte ich mich, daß er nicht geweiht war. Aber es war besser zu tun, was er wollte und die Neugier zu zügeln. Ich schaute Bohnenstange fragend an. Er nickte. Der Mann ging voran und führte uns einen ziemlich ausgetretenen Pfad entlang. Dieser wand sich mehrere Minuten lang zwischen den Bäumen hindurch, bis er schließlich auf einer Lichtung endete. Vor uns tauchte eine Holzhütte auf, im Fenster brannte eine Öllampe, und aus dem Schornstein stieg Rauch auf. Er öffnete die Tür und trat ein. Wir folgten. In einem steinernen Kamin brannte ein helles Holzfeuer. Davor lag ein großer roter, mit merkwürdigen Tierfiguren bestickter Wollteppich, und auf ihm saßen drei Katzen. Zwei waren noch klein, die dritte war schwarzweiß gefleckt, hatte ein weißes Gesicht und einen komischen schwarzen Bart. Der Mann schob sie mit dem Fuß weg, nicht rauh, er zwang sie lediglich, ihren Platz zu räumen. Er ging zu einem Regal und brachte zwei grobgewebte Handtücher. »Zieht die nassen Sachen aus«, sagte er, »und wärmt euch vor dem Feuer. Ich habe noch ein paar Hemden und Hosen, die ihr anziehen könnt, während eure Kleidung trocknet.« Er schaute uns an. »Habt ihr Hunger?« Wir sahen uns an. Bohnenstange antwortete: »Ja, Herr, wir sind sehr hungrig. Wenn Sie . . .«

»Nennt mich nicht Herr. Ich heiße Hans. Ich habe Brot und kalten Schinken. Abends koche ich nie.« »Brot ist für uns schon gut«, sagte ich. »Ihr seht halb verhungert aus. Los, trocknet euch ab«, antwortete er.

Natürlich waren die Hosen und Hemden zu groß, vor allem für mich. Ich mußte die Hosenbeine hochkrempeln, und er gab mir einen Gürtel, damit sie nicht herunterrutschte. In dem riesigen Hemd kam ich mir fast verloren vor.

Während wir uns umzogen, stellte er ein paar Dinge auf einen gescheuerten Holztisch am Fenster: zwei Messer, Teller, ein Holzbrett mit gelber Butter, einen großen flachen Laib braunes Brot und Schinken, der schon angeschnitten war. In der Mitte war er schön mager, außen war eine Schicht weißes Fett und darum eine braune knusprige Kruste. Ich säbelte daran herum, und Bohnenstange schnitt Brot. Ich sah, wie Hans mich beobachtete und schämte mich, weil die Schinkenscheiben so dick gerieten. Aber er nickte ermunternd. Er brachte zwei große Becher und knallte sie neben den Tellern auf den Tisch. Dann holte er einen großen Tonkrug und goß uns dunkles Bier ein. Wir machten uns über das Essen her. Ich nahm mir vor, langsam zu kauen, aber es war umsonst. Der Schinken schmeckte prima, ein bißchen süß, das Brot war kräftig und grobkörnig, die Butter schmeckte besser, als alles, was

ich gegessen hatte, seitdem ich von England aufgebrochen war. Das Bier, mit dem ich alles hinunterspülte, war gut und stark. Meine Kiefer schmerzten vom Kauen, aber mein Magen verlangte nach immer mehr. »Ihr wart wirklich sehr hungrig«, sagte Hans. Ich schaute schuldbewußt auf meinen Teller. »Laßt euch nicht stören. Los, eßt. Ich freue mich, wenn es schmeckt.«

Endlich konnte ich nicht mehr - Bohnenstange hatte schon lange vor mir aufgehört. Ich war satt, eigentlich schon überfressen und fühlte mich prächtig. Der Raum war gemütlich mit dem gelblichen Lampenlicht, dem flackernden Feuer und den drei Katzen, die an ihrem gewohnten Platz vor dem Feuer schnurrten. Ich nahm an, daß Hans uns nun Fragen stellen würde - wo wir herkämen und was wir auf dem Fluß taten. Aber das geschah nicht. Unser Gastgeber saß in einem hölzernen Schaukelstuhl, der so aussah, als hätte er ihn selbst gemacht, und rauchte eine Pfeife. Er schien das Schweigen nicht merkwürdig oder drückend zu finden. Schließlich fing Bohnenstange an zu reden. »Könnten sie uns sagen, wie es kommt, daß sie nicht geweiht sind?« Hans nahm die Pfeife aus dem Mund. »Ich habe mich nie darum gekümmert.« »Nicht gekümmert?« Wir stießen es fast gleichzeitig hervor. Nachdem seine Mutter gestorben war, hatte sein Vater Hans auf diese Insel gebracht, als er noch klein war. Seitdem lebten die beiden hier auf der Insel, bauten ihr eigenes Gemüse an, hielten Hühner, mästeten ein paar Schweine und stellten ein paar Dinge her, die sie im Dorf am anderen Flußufer verkauften. Dann starb sein Vater, und er war hiergeblieben. Niemand aus dem Dorf belästigte ihn, er gehörte einfach nicht zu ihrem Leben. Dies war im Frühling des Jahres geschehen, in dem er geweiht werden sollte, und im Sommer hatte er die Insel nicht verlassen, denn nun mußte er alles das allein tun, wobei er früher seinem Vater geholfen hatte. Er erzählte uns, daß er seinen Vater nicht weit von der Hütte entfernt begraben hatte. In den einsamen Monaten im nächsten Winter hatte er einen Stein zurechtgehauen, mit dem Namen seines Vaters beschriftet und am Grab aufgestellt. Seitdem war er in jedem Jahr zweimal im Dorf gewesen. Er besaß ein Boot, mit dem er immer zum Land hinüberruderte.

Zunächst schien es unglaublich, wenn man daran dachte, was wir alles unternommen hatten, um nicht geweiht zu werden. Wir waren bis in die Weißen Berge geflohen, und dieser Mann war einfach dort geblieben, wo er immer gewesen war, und hatte sich nicht darum gekümmert. Solche Fehler konnte es in der Herrschaft der Tripoden doch nicht geben? Aber je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger unwahrscheinlich kam es mir vor. Er war ein einzelner Mann, der wie ein Einsiedler lebte. Die Herrschaft der Dreibeiner beruhte dagegen auf der Unterwürfigkeit der Menschen als Gemeinschaft. Es genügte, daß überall dort, wo zwei oder drei Menschen wohnten, die Weihe als selbstverständlich angesehen wurde. Ein einzelner spielte keine Rolle, solange er sich ruhig verhielt und keine Schwierigkeiten machte. In dem Augenblick, in dem er Ärger bereitete, würden sich entweder die Dreibeiner selbst oder ihre menschlichen Diener mit ihm beschäftigen. Das war selbstverständlich.

Nachdem Bohnenstange all dies erfahren hatte, begann er, ihn über die Tripoden auszufragen. Sah er häufig welche vorbeimarschieren? Was dachte er über sie? Ich wußte, worauf er hinauswollte, und mischte mich nicht ein. Der Mann war über das Gespräch überhaupt nicht überrascht, zeigte auch keinerlei Mißtrauen, und das machte uns klar, wie wenig Kontakt er zu seiner Umwelt wirklich hatte. Die Sitten und Gebräuche waren zwar in jeder Gegend verschieden, aber nirgends wurde über die Dreibeiner oder die Weihe gesprochen. Und niemand, der geweiht war, würde so wie wir darüber sprechen. Doch so wenig mißtrauisch er auch war, so wenig interessierte es ihn auch. Ja, natürlich, manchmal sah er einen Dreibeiner. Er glaubte, daß sie auf dem Land viel Schaden in den Feldern anrichteten, es konnte auch gar nicht ausbleiben, so riesig, wie sie waren. Aber, er war froh, das sagen zu können, noch nie hatte einer seinen riesigen Fuß auf die Insel gesetzt. Und was die Kappen anging, nun, die Leute hatten sie auf, und sie schienen nicht besonders schädlich zu sein, viel Nutzen brachten sie aber wohl auch nicht. Er glaubte, daß sie mit den Tripoden irgendwie zusammenhingen, denn die Jungen, die geweiht wurden, wurden ja von den Tripoden geholt. Ob sie wohl die Menschen davon abhielten, gegen die Tripoden zu kämpfen, fragte Bohnenstange. Hans schaute ihn über seine Pfeife hinweg an und sagte scharfsinnig: »Darüber wißt ihr doch besser Bescheid als ich, oder nicht?« Aber es hätte wohl nicht viel Sinn, gegen die Dreibeiner zu kämpfen. Man müßte ziemlich starke Arme haben, um einen Stein überhaupt so hoch zu werfen, daß er die Halbkugel über den Stelzbeinen traf. Und was würde das nützen? Was sollte es auch überhaupt für einen Sinn haben? So schlimm waren sie schließlich auch nicht. Sie richteten wohl in den Feldern und beim Vieh ein bißchen Schaden an - manchmal traf es wohl auch einen Menschen, wenn er nicht schnell genug wegkam, aber auch ein Blitz konnte töten, und dem konnte man nicht ausweichen. Und Hagelschauer konnten die ganze Ernte vernichten.

Bohnenstange erzählte ihm von uns: »Wir saßen auf einem Floß - weiter stromaufwärts -, als ein Dreibeiner vorbeikam und es zerschlug. Deshalb wurden wir hier angeschwemmt.« Hans nickte: »Jeder hat mal Pech. Vor ein paar Jahren wurden meine Hühner krank. Nur drei haben es überlebt, die anderen wurden alle vernichtet.« »Wir danken Ihnen sehr«, sagte Bohnenstange, »daß Sie uns Unterkunft und etwas zu essen gaben.«

Hans sah ihn an, dann ins Feuer und dann wieder auf Bohnenstange. »Was das angeht, ich kann ganz gut ohne Menschen auskommen. Aber da ihr nun mal da seid . . . Ich habe ein paar Bäume, die gefällt werden müssen. Ich hatte Rheumaschmerzen in der Schulter und konnte es deshalb nicht machen. Ihr könnt das morgen tun und euer Essen und eure Unterkunft damit verdienen. Vielleicht rudere ich euch später zum Dorf hinüber.« Bohnenstange

wollte etwas sagen, hielt inne und nickte nur. Dann schwiegen wir wieder. Hans starrte ins Feuer. Ich sagte teils enttäuscht, teils hoffnungsvoll: »Aber wenn Sie Leute fänden, die gegen die Dreibeiner kämpfen, würden Sie ihnen helfen? Schließlich - sind Sie ein freier Mann.«

Er starrte mich ein paar Augenblicke lang an, ehe er antwortete: »Das ist ein seltsames Gerede«, meinte er. »Ich komme nicht mit Menschen zusammen, aber es erscheint mir doch seltsam, was du sagst. Bursche, du stammst nicht aus dieser Gegend.« Es klang halb wie eine Anklage, halb wie eine Frage.

Ich antwortete: »Aber wenn es Menschen gäbe, die keine Sklaven der Dreibeiner wären, würden Sie ihnen doch ganz sicher helfen, wenn Sie könnten . . .« Unter dem starren Blick des bärtigen Mannes brach meine Stimme ab.

»Komisches Gerede«, wiederholte er. »Ich kümmere mich um meine eigenen Angelegenheiten, und so wird es bleiben. Seid ihr vielleicht welche von denen, die man Wanderer nennt? Aber die ziehen doch allein herum, nicht zu zweit. Ich habe keine Schwierigkeiten, weil ich mich aus allem heraushalte. Ihr scheint Streit zu suchen. Wenn ihr das wollt . . .«

Bohnenstange unterbrach ihn. Er sagte, nachdem er mir einen warnenden Blick zugeworfen hatte: »Hans, Sie müssen ihn nicht beachten. Er fühlt sich nicht gut. Eine der Planken des Floßes hat ihn im Wasser am Kopf getroffen. Sie können die Schramme noch sehen.« Hans stand auf und kam zu mir herüber. Er betrachtete meinen Kopf lange und genau. Dann sagte er: »Ja, das kann seinem Verstand geschadet haben. Aber es wird ihn nicht behindern, wenn er morgen eine Axt schwingt. Doch euch beiden wird der Schlaf guttun. Ich stehe früh auf und gehe deshalb nie spät schlafen.« Aus dem anderen Zimmer der Hütte, in dem er schlief, brachte er uns ein paar Wolldecken. Mit einem schroffen »Gute Nacht« ließ er uns dann allein und nahm die Lampe mit. Bohnenstange und ich legten uns neben dem Feuer auf den Boden. Ich fühlte mich ein wenig unbehaglich vom Essen, denn nach dem zweitägigen Fasten lag es mir schwer im Magen. Ich befürchtete, eine unruhige Nacht verbringen zu müssen, aber die Müdigkeit, war größer als die Übelkeit. Ich schaute in die Glut des Feuers, und die Katzen saßen noch immer unbeweglich davor. Das nächste, was ich sah, war Sonnenlicht, das auf die kalte Asche schien. Die Katzen waren fort, und Hans, dessen schwerer Schritt mich geweckt hatte, befahl uns aufzustehen.

Das Frühstück, das er uns vorsetzte, war enorm. Wir bekamen gebratenen Speck, dazu so viele Eier, wie wir wollten - ich aß drei - und herrliche goldbraune Kartoffelpuffer. Zu trinken gab es Bier wie am gestrigen Abend. »Eßt gut«, sagte Hans. »Gutes Essen, gute Arbeit.« Er nahm uns zur Nordspitze der Insel mit. Dort lag ein Kartoffelfeld von etwa einem halben Morgen Größe. Er erklärte uns, daß er es vergrößern wollte, indem er die angrenzenden Bäume fällte und die Stümpfe ausrodete. Er hatte schon damit angefangen, aber sein Rheuma in der Schulter zwang ihn aufzuhören. Er gab uns Axt, Spaten und Hacke, schaute uns bei den ersten Versuchen zu und ließ uns dann allein. Die Arbeit war hart. Der Saft stieg wieder in den Bäumen, und die Wurzeln an den Stümpfen der schon gefälltten waren weit verzweigt und schwer auszugraben. Bohnenstange meinte, wenn wir ordentlich arbeiteten, würde er einen Vormittag harter Schufterei als angemessene Bezahlung für seine Gastfreundschaft ansehen und uns am Nachmittag zum Dorf hinüberrudern. Aber obwohl wir ins Schwitzen kamen und uns anstrebten, ging es nur langsam voran. Als Hans uns zum Mittagessen holte, besah er sich kritisch, was wir zustande gebracht hatten. »Ich dachte, ihr seid schon weiter. Immerhin ist es ein Anfang. Kommt zum Essen.« Er hatte zwei Hühner gebraten und brachte eine ganze Schüssel voll Kartoffeln, mit zerlassener Butter übergossen. Er schenkte uns Wein ein, denn Bier, sagte er, mache mittags müde und träge. Als Nachtisch gab es süße Blaubeeren mit Milch. Dann sagte er: »Ihr könnt euch jetzt eine halbe Stunde lang ausruhen und verdauen, während ich aufwasche. Dann geht es zurück zur Arbeit. Die große Eiche könnt ihr euch für morgen aufheben. Ich möchte, daß sie in die richtige Richtung fällt.« Wir legten uns in die Sonne, und er ließ uns allein. Ich sagte zu Bohnenstange: »Morgen? So sieht also sein Versprechen aus, uns heute nachmittag über den Fluß zu rudern.« Bohnenstange antwortete langsam: »Morgen und übermorgen und überübermorgen. Er wird uns so lange hierbehalten, bis die Lichtung ausgeschlagen ist.«

»Aber das dauert mindestens eine Woche, wahrscheinlich zwei!« »Ja, und wir haben keine Zeit, wenn wir an den Wettkämpfen teilnehmen wollen.« »Zu Fuß schaffen wir es sowieso nicht. Wir müßten Holz suchen und ein neues Floß bauen. Und selbst dann schaffen wir es kaum. Wir brauchen ein Boot.« Ich hörte auf zu reden, als die Idee zündete. Dann war ich überrascht, daß ich nicht eher darauf gekommen war. Auf dem Weg zum Feld hatten wir das Boot von Hans gesehen. Es war auf der Ostseite der Insel an einer geschützten Stelle angebunden. Das Boot sah stabil aus, war etwa zwei Meter lang und hatte zwei Ruder. Der Blick, den Bohnenstange mir zuwarf, verriet, daß er das gleiche dachte. Ich sagte: »Wenn wir uns abends wegschleichen können . . . Es ist zwar ein ziemlich schäbiger Streich, doch . . .« »Das Boot muß ihm viel bedeuten«, sagte Bohnenstange. »Er braucht es, wenn er zum Dorf hinüber will. Wahrscheinlich hat er es selbst gebaut, vielleicht auch sein Vater, und es wird lange dauern, bis er ein zweites gebaut hat - mit den Schmerzen in der Schulter. Von der Unterhaltung in der letzten Nacht wissen wir aber, daß er uns nie helfen würde, obwohl er nicht geweiht ist. Er würde uns hierbehalten und arbeiten lassen, selbst wenn er wüßte, welchen Auftrag wir haben. Will, ich glaube, es ist wichtiger, in die Stadt einzudringen, als sich um den einsamen Mann und sein Boot zu sorgen.« »Dann werden wir heute abend . . .« »Bis heute abend haben wir einen halben Tag verloren. Und vielleicht sind wir dann nicht mehr unbeobachtet.« Er stand auf: »Ich glaube, jetzt ist es

günstiger.« So unauffällig wie möglich gingen wir auf die Bäume zu. Als wir sie erreichten, sah ich mich um. Die Tür der Hütte stand auf, aber Hans war nicht zu erblicken. Zwischen den Bäumen beeilten wir uns und rannten zum Boot. Es schaukelte, als Bohnenstange hineinkletterte und die Ruder losmachte, während ich mich um das Seil kümmerte, mit dem es an einen Zweig festgebunden war. Der Knoten saß so fest, daß ich zunächst nichts ausrichten konnte. »Will, schnell!« rief Bohnenstange verzweifelt.

»Wenn ich bloß ein Messer hätte.« »Ich glaube, ich höre etwas!« Ich hörte es auch, Schritte und dann eine Stimme, die heiser nach uns rief. Verzweifelt zerrte ich an dem Knoten. Er ging auf. Dann kletterte ich hastig ins Boot, das sich unter unserem Gewicht bedenklich zur Seite neigte. Als Bohnenstange uns vom Ufer abstieß, brach Hans durch die Büsche und fluchte laut. Bis er ans Ufer kam, waren wir schon etwa zwei Meter weit weg. Er blieb nicht stehen, sondern warf sich ins Wasser. Das rasch strömende Wasser reichte ihm bis an die Knie, an die Oberschenkel - er watete weiter und stieß Verwünschungen aus. Als es ihm bis an die Brust ging, konnte er sogar ein Ruder ergreifen, aber Bohnenstange riß es ihm weg. Dann erfaßte uns die Strömung und zog uns in den Fluß hinaus.

Er wurde plötzlich still, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Seine frühere Wut und sein Fluchen hatte ich ertragen, aber noch heute tut es mir weh, wenn ich an die entsetzliche Verzweiflung denke, die sich in seinem Gesicht ausdrückte. Wir kamen schnell voran und wechselten uns beim Rudern ab. Jeden Morgen fuhren wir sehr früh los und stoppten erst, als es dunkel wurde. Es wurde wieder schwierig, die Nahrungsmittel herbeizuschaffen, aber wir brachten es trotzdem fertig, obwohl wir nach dem ersten Tag nie mehr ganz satt wurden und Hunger hatten. Wir kamen an mehreren Kähnen vorbei, die flußab und flußauf fuhren, aber wir machten jedesmal einen großen Bogen. Das wurde immer einfacher, denn der Fluß verbreiterte sich, je näher wir ans Meer kamen. Auf dem Fluß selbst war es nie langweilig. Wir fuhren durch die verschiedensten Gegenden, Wälder, Weiden, Weinberge, Weizenfelder und die feierlich stillen Schutthaufen, die sich an beiden Seiten auftürmten, wenn wir durch eine zerstörte Stadt der Vorfahren kamen. Wir sahen ziemlich oft Dreibeiner über Land patrouillieren, einmal hörten wir sogar den heulenden Jagdruf, aber sie waren weit weg. Keiner kam allzu nahe an uns vorbei. Eine ganze Reihe von Flüssen mündete in den großen Strom, uralte Burgen standen hoch auf steilen Felsen, und an einer Stelle ragte ein riesiger bewaldeter Fels, größer als ein Tripode, mitten aus dem Fluß. Schließlich erreichten wir den Ort, wo die Wettkämpfe stattfanden. Am Kai waren viele Kähne vertäut, die »Erlkönig« war unter ihnen.

Die Wettkämpfe

Es war ein Land mit blumenbedeckten Wiesen, dunkler fruchtbarer Erde, kleiner reicher Dörfer und vieler Windmühlen, die ihre segelbespannten Arme langsam im warmen Wind drehten. Der Sommer schien noch nicht ganz so weit zu sein wie im Süden, aber es sah aus, als würde das schöne Wetter anhalten. Es sei echtes Wettkampfwetter, sagten die Leute, aber weil so viele darüber sprachen, glaubte ich, daß das echte Wettkampfwetter wohl eher die Ausnahme als die Regel war. Die Stadt lag westlich vom Fluß hinter Wiesen, die in der Nachmittagssonne warm und ermattet dalagen. Mit uns gingen viele Leute durch die Wiesen auf die Stadt zu. Es waren nicht nur Sportler, sondern auch Zuschauer, die die Wettkämpfe sehen wollten. Die Stadt und die umliegenden Dörfer schienen vor Menschen fast zu bersten, und viele hatten auf den Wiesen ihre Zelte aufgeschlagen. Es herrschte eine richtige Feststimmung, es wurde viel gegessen und Bier getrunken, auch Wein vom vorigen Jahr - alle waren fröhlich und festlich gekleidet. Wir waren einen Tag vor der Eröffnung angekommen. Die erste Nacht mußten wir dort verbringen, wo wir Platz fanden - wir schliefen im Freien unter Trauerweiden dicht am rauschenden Wasser -, aber morgen, wenn wir die ersten Ausscheidungskämpfe überstanden hatten und als Wettkämpfer zugelassen waren, würden wir in den langen niedrigen Holzbaracken neben dem Sportplatz untergebracht werden.

Um dorthin zu kommen, mußte man durch die Stadt mit ihrer zweitürmigen Kirche und den neugestrichenen Häusern gehen und dann an dem Hügel entlang wandern, der auf die Stadt herabschaute. (Als wir dort einmal spazierengingen, kamen wir zu einer halbkreisförmigen Grube, in der terrassenförmig angeordnete Steinbänke bis zu einer steinernen Plattform hinunterreichten - wir konnten den Zweck nicht erraten, aber die Steine hatten Risse und waren glattgeschleuert und teilweise herausgebrochen, und es sah aus, als seien nicht Jahre, sondern Jahrhunderte am Werk gewesen. Und all diese Jahrhunderte, dachte ich, waren vergangen, ehe die Tripoden kamen - eine Generation nach der anderen.) Hinter dieser Grube lag ein Dorf und in der Nähe der Sportplatz. Er lag auf einer riesigen Ebene, und die Einheimischen erzählten eine Geschichte darüber. Sie sagten, in den Tagen der Vorfahren seien hier viele Schlachten geschlagen worden, in denen - es war kaum zu glauben - die Menschen sich aus Schlechtigkeit gegenseitig umgebracht hatten. Hier hatte auch die letzte und größte und blutigste Schlacht stattgefunden, sagten einige. Andere behaupteten, sie würde erst noch stattfinden. Als ich das hörte, nahm ich es als gutes Vorzeichen für unser Vorhaben. Eine Schlacht mußte noch geschlagen werden, und wir waren die Vorhut unserer Armee. Wir hatten Moritz auf dem Kahn getroffen, aber Ulf nicht. Er war unterwegs, um zu trinken. Moritz freute sich, als er uns sah,

bat uns aber, nicht zu bleiben, weil Ulf immer noch wütend und sicher nicht erfreut war, daß wir es doch noch rechtzeitig hierher geschafft hatten. Fritz, erzählte er uns, war am Morgen zum Sportplatz gegangen. In den Städten und Dörfern um die Ebene herum hatte man Banner und Fahnen gehißt, und sie umsäumten die Orte wie Blütenblätter von tausend bunten Blumen. Der Sportplatz war von Holzbänken umgeben, auf denen die Menschen saßen und zuschauten. Fliegende Händler rannten geschäftig hin und her, verkauften Trinkbecher, bunte Bänder, Wein, Frikadellen und heiße Würstchen. Auf der einen Seite ragte die Tribüne in die Höhe, und davor standen die Siegerpodeste, auf denen die Gewinner stehen und als Zeichen ihres Sieges die Meistergürtel überreicht bekommen würden. Ich wünschte sehnlich, uns auch dort stehen zu sehen.

Wie ich schon erzählt habe, wurden am ersten Tag diejenigen ausgesondert, die wohl überhaupt keine Siegeschancen hatten. Wir zweifelten nicht, daß wir uns qualifizieren würden und schafften es auch mit Leichtigkeit. Ich mußte gegen einen Jungen boxen, der ungefähr mein Alter und die gleiche Gewichtsklasse hatte, aber nach weniger als einer Minute brach der Ringrichter den Kampf schon wieder ab und schickte mich zum Wiegen und Einschreiben. Ich traf Fritz in dem Zelt wieder, das für diese Zwecke aufgestellt worden war. Er zeigte keinerlei Überraschung, mich zu sehen, fragte auch nicht, wie ich hergekommen war. Ich sagte ihm, Bohnenstange sei auch da, und er nickte. Drei Chancen waren besser als eine. Ich hatte aber das Gefühl, daß er die ganze Zeit damit rechnete, nur er würde in die Stadt der Dreibeiner eindringen können und wir wären nicht zuverlässig. Beinahe hoffte ich, er würde sein erstes Rennen verlieren, ärgerte mich dann aber selbst wegen meines dummen Grolls. Es kam nur darauf an, daß wenigstens einer von uns es schaffte, besser noch, wenn wir alle drei gewannen. Später traf ich auch Bohnenstange wieder. Er hatte sich ebenfalls mühelos qualifiziert und die vorgeschriebene Weite und Höhe leicht geschafft. Zusammen gingen wir beide zum Essen. Wir wurden hier mit Nahrung und Unterkunft bestens versorgt. Ich fragte ihn, wie er seine Aussichten einschätze, nachdem der Wettkampf begonnen hatte. Er antwortete überzeugt: »Ich glaube, es wird gut gehen. Ich habe mich nicht einmal anzustrengen brauchen. Und wie steht es bei dir, Will?« »Der, den ich besiegt habe, hat sich auch qualifiziert. Ich habe ihn im Zelt gesehen.«

»Das sieht ja gut aus. Meinst du, wir sollten Fritz suchen?« »Das hat Zeit, essen wir erst mal.« Am nächsten Morgen fand die Eröffnungszeremonie statt. Die Leute kamen im langen Festzug aus der Stadt und trugen Fahnen. Der Leiter der Wettkämpfe, ein alter weißhaariger Mann, der Führer der Schiedsrichter, richtete eine Willkommensrede voller Phrasen über Ehre und Sportsgeist an die versammelten Wettkämpfer.

Ich wäre beeindruckt gewesen, wenn es die anderen, geweihten Wettkämpfer nicht gegeben hätte. Beim Turnier im Schloß de la Tour Rouge hatte ein Dreibeiner in bewegungsloser Aufmerksamkeit das Schloß überragt. Hier waren es sechs. Am frühen Morgen waren sie aufmarschiert und umstanden schon den Sportplatz, als wir aufwachten. Worte wie Sportsgeist und Ehre hatten einen hohlen Klang, wenn man wußte, daß der sportliche Wettkampf nur dazu diente, Sklaven für die metallenen Ungeheuer auszuwählen. Sklaven oder Opfer. Denn obwohl jedes Jahr Hunderte von Männern und Frauen in die Stadt gebracht wurden, gab es noch keinen einzigen, der wieder aufgetaucht wäre. Als ich daran dachte, durchrieselte mich Kälte, trotz der warmen Sonne.

Am ersten Tag gab es keine Boxveranstaltungen, und ich konnte die Vorentscheidungen der anderen Wettkämpfe beobachten. Fritz hatte sich für die Hundert- und Zweihundertmeterstrecke angemeldet. Das waren beliebte Rennen, und die Teilnehmerzahl war groß. Zunächst kamen zwölf Vorläufe mit jeweils zehn Teilnehmern. Die ersten beiden Sieger qualifizierten sich jeweils für die drei Zwischenläufe, und die drei ersten Gewinner der Zwischenläufe kamen in die Endausscheidung. Im vierten Vorlauf wurde Fritz Zweiter. Das konnte natürlich täuschen, aber ich hatte den Eindruck, als müßte er sich sehr anstrengen.

Die erste Ausscheidung im Weitsprung war am Nachmittag, und Bohnenstange gewann klar, er kam fast einen halben Meter weiter als der zweite.

Am nächsten Morgen ging es für mich los. Mein erster Gegner war ein langer hagerer Bursche, der sich ziemlich schnell bewegen konnte, aber fast nur defensiv boxte. Ich jagte ihn durch den Ring, schlug manchmal vorbei, traf ihn aber oft genug und hatte keinen Zweifel über das Ergebnis. Am späten Nachmittag boxte ich wieder und gewann leicht. Bohnenstange hatte zugeschaut. Später, nachdem ich den neuen Trainingsanzug übergestreift hatte, den man uns stellte, gingen wir hinüber zu den Läufern und sahen dort zu. Die Zweihundertmeterläufer waren gerade dran. Bohnenstange strengte seine Augen an, um zu erkennen, was auf den Anzeigetafeln stand, aber er mußte mich fragen. Ich sagte ihm, der siebente Vorlauf sei gerade dran. »Dann ist Fritz also schon gelaufen«, sagte er. »Er war im sechsten Vorlauf. Sind die Ergebnisse angezeigt?« »Sie kommen gerade auf die Tafel!« Auf der einen Seite der Schiedsrichtertribüne stand die Anzeigetafel. Sie bestand aus einem komplizierten System von Falltüren, Leitern und Geländern hinter der Fassade, und eine ganze Truppe von kleinen Jungen turnte darauf herum und schob die Nummern der Gewinner in Guckfenster. Die Nummern der beiden, die sich im sechsten Vorlauf qualifiziert hatten, erschienen, während ich hinüberschaute. Bohnenstange fragte: »Nun?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

Bohnenstange sagte nichts, ich auch nicht. Das Ausscheiden von Fritz in einem seiner zwei Wettbewerbe bedeutete unsere erste Niederlage und zwang uns, daran zu denken, daß noch andere folgen könnten. Es wäre furchtbar, wenn wir alle drei besiegt würden, beim ersten Hindernis geschlagen, aber es war plötzlich eine Möglichkeit, mit der man

schon rechnen mußte.

Als ich das nächste Mal kämpfen mußte, rückte diese Möglichkeit für mich in den Vordergrund. Wie mein erster Gegner, so war auch dieser sehr schnell, aber er war technisch besser und angriffslustiger. In der ersten Runde landete er mehrere gute Treffer und wich geschickt aus, wenn ich konterte. Einmal hing ich sogar ziemlich hilflos in den Seilen. Es bestand für mich kein Zweifel, daß ich diese Runde verloren hatte und auf dem besten Weg war, den ganzen Kampf zu verlieren. Als wir zur zweiten Runde aus der Ecke kamen, achtete ich darauf, näher an meinen Gegner heranzugehen und auf den Körper zu schlagen. Diesmal gewann ich die Runde, aber ich hatte das Gefühl, daß ich nach Punkten noch immer zurücklag. Mit dem Mut der Verzweiflung ging ich in die letzte Runde. Ich griff mit einem wahren Schlagwirbel an und überraschte meinen Gegner. Er öffnete seine Deckung, und ich kam mit einer Rechten zu seinem Kopf durch, die ihn auf den Boden warf. Er stand sofort wieder auf, war aber nervös geworden und versuchte, mich auf Distanz zu halten. Außerdem wurde er deutlich langsamer, wahrscheinlich durch die Körpertreffer der vorherigen Runde. Als die Runde ausgeläutet wurde, war ich sicher, daß ich nach Punkten aufgeholt hatte, konnte aber nicht abschätzen, wieviel. Ich sah, wie die drei Punktrichter sich berieten, es dauerte erheblich länger als sonst, und meine Unsicherheit und Vorahnung machte sich in einem merkwürdigen Gefühl im Magen bemerkbar. Als wir in die Ringmitte geführt wurden, begann ich sogar zu zittern und konnte es kaum glauben, als der Ringrichter zum Zeichen des Sieges meinen rechten Arm hochhob. Fritz und Bohnenstange hatten beide zugeschaut. Bohnenstange meinte: »Ich dachte, du verlierst.« Ich fühlte mich vor Erleichterung ganz schwach und antwortete: »Ich auch.«

»Hast dir ganz schön Zeit gelassen«, sagte Fritz. »Nicht so lange wie du bei den zweihundert Metern«, erwiderte ich scharf.

Es war eine billige und schadenfrohe Antwort, aber Fritz nahm es nicht übel. Er meinte nur: »Stimmt, ich muß mich bei den hundert Metern um so mehr anstrengen.« Seine Gelassenheit war vielleicht eine gute Charaktereigenschaft, aber mich irritierte sie.

Am Nachmittag geschahen zwei wichtige Dinge. Fritz qualifizierte sich für den Endlauf über hundert Meter, und Bohnenstange schied im Hochsprung aus. Fritz war in seinem Zwischenlauf wieder Zweiter, aber sein Gegner kam mit mehreren Metern Vorsprung ins Ziel. Deshalb schätzte ich die Chancen von Fritz für den Endlauf gering ein. Bohnenstange deprimierte seine Niederlage. Bis zur letzten Höhe war er gut und selbstbewußt gesprungen, und es sah aus, als würde er sich qualifizieren. Aber dann klappte es nicht mehr richtig. Beim ersten Versuch kam er schlecht ab und riß die Latte mit der Hüfte herunter. Sein zweiter Sprung war wesentlich besser, aber noch immer nicht gut genug. Beim dritten Versuch war er schon über die Latte hinweg, riß sie aber doch mit. »Pech«, sagte ich. Sein Gesicht war weiß vor Ärger über sich selbst, als er den Trainingsanzug überstreifte. »Wieso bin ich bloß so schlecht gewesen?« fragte er. »Im Training habe ich diese Höhe viele Male geschafft. Aber jetzt, wo es darauf ankommt . . .« »Du hast immer noch den Weitsprung.« »Ich bin einfach nicht hoch gekommen.« »Ärgere dich nicht, es hat keinen Zweck.« »Das ist leicht gesagt.« »Denk daran, was Fritz gesagt hat. Konzentriere dich auf das zweite.« »Du hast recht, das ist ein guter Rat.« Er sah nicht überzeugt aus. Dann kam der Tag der Endkämpfe. Am Abend würden wir in die Stadt einziehen und das Fest der Wettkämpfe begehen. Alle Teilnehmer würden gefeiert werden, am meisten natürlich die Sieger in ihren purpurnen Gürteln. Am Morgen danach sollten sie dann auf dem Sportplatz aufmarschieren und sich der Menge zum letztenmal zeigen, bevor sie von den Dreibeinern aufgenommen und in ihre Stadt gebracht würden.

In der Nacht war es recht schwül gewesen, und der Himmel war nicht mehr blau, sondern hatte sich mit dunklen Wolken bezogen. Es sah aus, als könnte jeden Augenblick ein heftiger Regen niedergehen. In der Ferne grollte Donner. Sollte es regnen, würde man die Wettkämpfe auf den nächsten Tag verschieben. Von der Tür unserer Unterkunft aus starrte ich in den Himmel und betete, daß sich das Wetter hielt. Ich war schon jetzt bis zum Äußersten angespannt. Vergebens versuchte ich, mich zum Frühstück zu zwingen, aber ich bekam nichts hinunter. Bohnenstange war als erster dran, ich als zweiter und Fritz als letzter. Es war eine Qual, Bohnenstange beim Springen zuzusehen, aber es lenkte mich wenigstens von meinen eigenen Aussichten ab. Er sprang gut, und es wurde bald deutlich, daß es nur noch zwei andere gab, die ihn gefährden konnten. In der Reihenfolge der Springer kamen sie vor ihm dran, und nach dem ersten Sprung lagen sie dicht beieinander, der Rest war weit abgeschlagen. Beim zweiten Durchgang hatten sie etwa das gleiche Ergebnis, aber Bohnenstange sprang erheblich weiter und übernahm die Führung. Ich sah, wie er aus der Sprunggrube ging und sich den Sand abklopfte und dachte: Er hat es geschafft. Im letzten Sprung fiel einer der beiden anderen weit zurück, aber der zweite, ein langer, sommersprossiger Bursche, dessen blondes Haar in dichten gelben Büscheln um die Kappe wuchs, war viel besser, und sein Sprung brachte ihm die Führung. Sein Vorsprung vor Bohnenstange betrug neun Zentimeter - das war nicht übermäßig viel, aber zu diesem Zeitpunkt entmutigend. Ich sah, wie Bohnenstange sich konzentrierte, den Anlauf entlang rannte und durch die Luft schnellte. Die Leute schrien auf. Es war ganz klar der beste Sprung des Tages. Aber der Schrei wurde zum enttäuschten Seufzen, als der Richter seine Fahne hob. Der Sprung wurde nicht gewertet - Bohnenstange war übergetreten -, der Blonde hatte gewonnen. Bohnenstange ging langsam davon. Ich folgte ihm und sagte: »Das war

wirklich Pech. Du hast dein Bestes gegeben.« Er sah mich mit ausdruckslosen Augen an. »Seit den ersten Trainingstagen bin ich nicht mehr übergetreten.« »Du hast zuviel Wucht in deinen Anlauf gelegt.« »Wirklich?« »Natürlich.«

Bohnenstange sagte: »Ich wollte gewinnen. Aber gleichzeitig hatte ich Angst davor, was dann kommen würde. Ich habe mich aber wirklich bemüht.« »Das hat jeder gesehen.« »Im Hochsprung«, sagte er, »habe ich im entscheidenden Augenblick versagt. Und diesmal habe ich dumm und unnötigerweise einen einfachen Fehler gemacht und wurde disqualifiziert. Ich glaube, ich habe mich bemüht, aber stimmt das auch?« »Was du sagst, ist Unsinn. Du hast dich zu sehr angestrengt und warst verkrampft.«

Seine anfängliche Ausdruckslosigkeit hatte sich zur Verzweiflung gewandelt. »Will, geh jetzt bitte«, sagte er. »Ich mag mit niemandem reden.«

Am frühen Nachmittag fanden die Finalkämpfe im Boxen statt, und meine Gewichtsklasse kam als zweite an die Reihe. Ich kämpfte gegen einen Norddeutschen. Er war der Sohn eines Fischers, sogar noch kleiner als ich, aber breitschultrig mit starken Muskeln. Ich hatte ihn schon boxen sehen und wußte, daß er gut war. Er war schnell und hatte einen harten Schlag. In der ersten Minute umkreisten wir uns vorsichtig. Dann schlug er plötzlich eine schnelle Linke, von einer Rechten gefolgt, ich blockte ab und konterte, drängte ihn an die Seile und kam mit einer rechten Geraden zu den Rippen durch. Er grunzte, als der Schlag ihm die Luft aus den Lungen preßte. Aber ehe ich noch etwas anderes tun konnte, hatte er sich abgedreht. Wir gingen wieder auf Distanz. In der letzten halben Minute der ersten Runde landete ich noch ein paar Treffer. Ich wußte, die Runde ging an mich.

Selbstsicher kam ich zur zweiten Runde heraus. Er ging zurück, ich folgte. Er stand schon fast an den Seilen. Ich schlug einen linken Haken zum Kiefer. Er ging nur knapp vorbei. Und das nächste, was ich wußte, war, daß ich auf der Matte lag, der Ringrichter über mir stand und zählte: ». . . drei, vier, fünf . . .« Bohnenstange berichtete mir später, daß es ein kurzer Kinnhaken gewesen war. Er hatte mich genau getroffen, mich zunächst fast etwas hochgehoben und dann auf den Boden geworfen. In diesem Augenblick wußte ich nur, daß ich in einer Welle von Schmerz schwamm und gleichzeitig wie festgenagelt am Boden lag. Mir war klar, daß ich aufstehen mußte, wußte aber nicht, wie ich es anstellen sollte. Auch schien es nicht übermäßig dringlich zu sein. Zwischen den Worten, die rhythmisch gesprochen wurden - gleichzeitig dicht über mir und als Echo in weiter Ferne -, waren unendlich lange Pausen. ». . . sechs, sieben . . .«

Natürlich hatte ich verloren, aber ich hatte mein Bestes gegeben wie Bohnenstange. Ich sah sein zusammengekniffenes bitteres Gesicht durch einen Schleier: »Ich glaube, ich habe mich bemüht, aber stimmt das auch?« Und wie war es mit mir? Ich war getroffen worden, weil ich meine Deckung vernachlässigt hatte. Hatte ich das etwa unbewußt gewollt? Hatte ich nicht schon jetzt das Gefühl: Du hast dein Bestes gegeben und verloren, also kann dir niemand einen Vorwurf machen. Du kannst in die Weißen Berge zurückgehen anstatt in die Stadt der Dreibeiner. Und mit mir würde der keimende Zweifel zurückgehen, der sich nicht leicht verdrängen läßt. »Acht!« Irgendwie kam ich auf die Beine. Ich konnte nicht klar sehen und taumelte. Der Junge aus den Norden griff mich an. Mir gelang es, ein paar Schläge abzudecken und andere abzublocken, aber ich weiß nicht, wie ich es fertigbrachte. Die restliche Zeit der zweiten Runde jagte er mich durch den Ring. Einmal nagelte er mich in einer Ecke fest und ließ einen wahren Trommelwirbel auf mich los. Ich ging nicht mehr zu Boden. Doch als ich in der Pause auf meinem Hocker saß und mit einem nassen Schwamm abgerieben wurde, wußte ich, daß ich nach Punkten uneinholbar weit zurücklag. Um zu gewinnen, mußte ich ihn k.o. schlagen.

Er wußte das auch. Als er nach dem ersten vorsichtigen Schlagabtausch merkte, daß ich nicht mehr benommen war, boxte er nur noch defensiv und achtete auf Distanz. Ich griff ihn an, aber er wehrte mich ab. Wahrscheinlich sammelte ich ein paar Punkte, aber lange nicht so viele, wie ich verloren hatte.

Langsam verzweifelte ich. Ich vernachlässigte meine Deckung diesmal bewußt - und schlug so schnell und oft ich konnte. Ich hoffte, daß irgendwie ein Wunder geschehen würde. Und es geschah. Er setzte einen Schlag an, der das beenden sollte, was der Kinnhaken angefangen hatte, und schlug vorbei. Seine Knie gaben nach, und er brach zusammen. Ich war sicher, daß er nicht aufstehen würde, auch wenn man bis zehn, von mir aus bis fünfzig zählte. Schweigend beobachteten Bohnenstange und ich den Endkampf über hundert Meter - jeder verbarg seine Gefühle. Unser Schweigen gaben wir erst auf, als wir sahen, daß Fritz mit dem Läufer, der ihn im Zwischenlauf klar geschlagen hatte, mithalten konnte. Wir schrien beide, als sie gleichzeitig die Ziellinie passierten. Bohnenstange glaubte, Fritz hätte gewonnen. Ich fand, er hatte verloren. Aber wir täuschten uns beide. Es hatte keinen eindeutigen Sieger gegeben. Mit nur diesen beiden Läufern am Start wurde das Rennen noch einmal wiederholt.

Diesmal machte Fritz keinen Fehler. Er ging von Anfang an in Führung und behielt sie bis ins Ziel. Er gewann zwar nicht mit Leichtigkeit, aber doch deutlich. Ich jubelte mit den anderen aus vollem Herzen. Zwar hätte ich lieber gesehen, es wäre Bohnenstange gewesen, doch ich war auf jeden Fall froh: ich hatte einen Verbündeten, wenn ich in die Stadt gebracht wurde. Während des Festes am Abend öffnete sich der Himmel. Der Donner rollte fast ohne Unterbrechung, und durch die hohen Fenster sah man die Blitze immer wieder die Dächer der Stadt umzucken. Wir aßen große Mengen herrlicher Sachen. Dazu gab es einen Wein, der im Glas aufschäumte und in der Kehle prickelte.

Ich saß am Ehrentisch und trug wie die anderen den roten Siebergürtel.

Als wir am Morgen abmarschierten, nieselte es leicht. Der Sportplatz stand voller Pfützen, und unsere Schuhe waren mit Matsch verklebt. Ich hatte mich von Bohnenstange verabschiedet und gesagt, ich hoffte, ihn bald in den Weißen Bergen wiederzusehen. Doch meine Hoffnung war nur schwach. Die sechs Dreibeiner standen still wie während der ganzen Wettkämpfe, als die Schlußzeremonie stattfand. Ich beobachtete die Gesichter meiner Gefährten. Alle waren bei dem Gedanken, den Tripoden zu dienen, glücklich und aufgeregt, und ich bemühte mich, den gleichen Gesichtsausdruck zu zeigen. Meine Beine zitterten, ich strengte mich an und unterdrückte es, aber wenige Augenblicke später zitterten sie wieder.

Wir waren mehr als dreißig, in sechs Gruppen aufgeteilt. Die Gruppe, in der sich Fritz befand, ging als erste los. Sie gingen auf den Dreibeiner zu, der direkt vor ihnen stand. Der Fühler schlängelte sich herab, als sie dicht neben dem riesigen Metallfuß standen, und hob einen nach dem anderen hoch. Sie verschwanden in dem Loch, das sich in der Halbkugel öffnete und in das ich vor fast einem Jahr eines der explodierenden Metalleier der Vorfahren geworfen hatte. Ich sah die nächste Gruppe vortreten, dann die dritte und die vierte. Dann waren wir an der Reihe und, durch die Pfützen watend, ging ich hölzern mit den anderen vorwärts.

Die Stadt aus Gold und Blei

Meine größte Angst war, ich könnte mich verraten, wenn mich der Fühler ergriff, berührte - ich befürchtete, ich würde mich instinktiv gegen den Griff aufbäumen und dadurch zeigen, daß ich nicht so war wie die anderen. Ich überlegte auch angsterfüllt, ob der Fühler etwa meine Gedanken lesen könnte. Ich erinnerte mich genau, wie er sich anfaßte. Es war hartes Metall, aber merkwürdig beweglich, und es pulsierte, als wäre es lebendig. Als ich an die Reihe kommen sollte, versuchte ich, nicht an das zu denken, was gerade geschah. Ich dachte statt dessen an zu Hause, an faule Nachmittagsspaziergänge durch die Felder, an das Schwimmen im Fluß mit meinem Vetter Jack. Dann wurde mir die Luft aus den Lungen gepreßt, als der Fühler mich ergriff und durch die regenfeuchte Luft hochhob. Über mir war die Tür in der Halbkugel offen - wie ein Maul, das größer wurde, je näher ich herankam. Ich erwartete, das Bewußtsein zu verlieren, so wie es mir bei meinem ersten Zusammentreffen mit einem Dreibeiner vor dem Schloß de la Tour Rouge gegangen war. Aber diesmal geschah nichts. Erst später verstand ich, warum. Die Dreibeiner konnten den Menschen bewußtlos machen, aber sie wandten diese Möglichkeit nur bei den Ungeweihten an, die sonst in Panik gerieten. Bei denen, die gelernt hatten, sie zu verehren, war das nicht nötig. Der Fühler setzte mich ins Innere und ließ los. Ich konnte meine Umgebung betrachten. Die Halbkugeln hatten an der Basis einen Durchmesser von fast zwanzig Metern, aber der Raum, in dem wir uns befanden, war wesentlich kleiner, eine unsymmetrisch geformte kleine Zelle, etwas über zwei Meter hoch. Die äußere Wand, in der sich auch die Tür befand, war leicht gebogen und hatte ein paar Bullaugen, die mit etwas, das wie dickes Glas aussah, versehen waren. Die übrigen Wände waren gerade, aber die seitlichen neigten sich nach innen. Dadurch war der Innenraum kleiner als das Äußere. Ich entdeckte noch eine zweite Tür, aber sie war verschlossen. In dem Raum gab es keinerlei Einrichtung. Ich kratzte mit den Fingernägeln über das Metall, es war hart, aber es fühlte sich fast wie Samt an. In meiner Gruppe waren wir zu sechst, und ich war der fünfte gewesen. Jetzt wurde der letzte gebracht, die Tür schwang hinter ihm zu, eine hochgestellte, runde Stange klappte herunter und schloß dicht ab. Ich blickte in die Gesichter der anderen. Sie sahen etwas verwirrt und aufgeregt aus, spiegelten aber trotzdem Erwartung wider. Ich versuchte sie nachzuahmen, so gut ich konnte. Keiner sprach, das war wenigstens etwas. Ich hätte nicht gewußt, was ich sagen, oder wie ich es sagen sollte. Endlose Minuten lang herrschte Stille. Dann kippte plötzlich der Boden. Das Einladen mußte beendet sein. Unsere Reise in die Stadt der Dreibeiner hatte begonnen.

Die Bewegung war äußerst merkwürdig. Die drei Beine der Tripoden waren an einem unter den Halbkugeln umlaufenden Ring befestigt. An diesen Stellen und an den Gelenken gab es kurze Stücke, die sich zusammen- und auseinanderziehen konnten, je nachdem, wie sich das einzelne Bein im Verhältnis zu den beiden anderen bewegte. Zwischen Ring und Halbkugel war eine Anzahl starker Federn angebracht, um die Stöße der Vorwärtsbewegung zum großen Teil abzufangen. Nach dem ersten Kippen, als der Dreibeiner zu gehen begann, spürten wir nur noch eine sanfte schaukelnde Bewegung. Zuerst war es etwas unangenehm, aber man gewöhnte sich schnell daran. Auf Grund ihrer dreibeinigen Symmetrie konnten die Tripoden in jede Richtung gleich schnell gehen. Im Augenblick lag unser Raum vorn. Wir drängten uns an die Bullaugen und blickten hinaus.

Vor uns, etwas nach rechts, konnte man den Hügel mit der alten halbkreisförmigen Steingrube sehen, dahinter lag die Stadt, in der wir tags zuvor gefeiert hatten. Noch weiter in der Ferne lag das dunkle Band des großen Flusses. Wir hielten etwa nach Nord-Ost und kamen direkt darauf zu. Das Land unter uns war naß und nur undeutlich zu erkennen, aber der Regen hatte aufgehört. Dort, wo die Sonne sein mußte, erschien ein heller Fleck in den Wolken. Alles war klein und weit weg. Felder, Häuser und Vieh hatten vom Tunnel aus noch winziger ausgesehen, aber die

Aussicht war immer dieselbe gewesen. Hier wechselte sie ständig ab. Es war, als säßen wir im Magen eines großen, niedrig fliegenden Vogels, der langsam über das Land strich.

Ich erinnerte mich daran, daß die riesigen Metallfüße auch als Schwimmflossen dienten, und war gespannt, ob sie auch jetzt so verwendet würden, wenn wir an den Fluß kamen. Aber es geschah nicht. Der erste Fuß ließ das Wasser hoch aufspritzen, als er ins Wasser stampfte, und die anderen folgten. Die Drei-beiner durchquerten das Flußbett, wie die Reiter die Furt unterhalb der Mühle meines Vaters in Wherton durchwateten. Dann veränderten wir die Richtung und wandten uns nach Süden. Dort war offenes Gelände, und es bot sich ein Bild trostloser Zerstörung.

Bohnenstange und ich hatten die ragenden Ruinen einer der großen Städte der Vorfahren auf unserem Weg nach Norden gesehen. Kilometerweit floß dort der Strom zwischen den dunkeln trostlosen Ufern. Aber von dieser Höhe aus konnte man viel mehr erkennen. Nach Osten hin erstreckte sich endlos vom Fluß weg eine dunkle häßliche Fläche vernichteter Gebäude und zerstörter Straßen. Dazwischen wuchsen Bäume. Es waren nicht so viele wie in der großen Stadt, die wir auf unserem Weg zu den Weißen Bergen durchquert hatten. Dieser Ort hier schien noch ausgedehnter und häßlicher zu sein. Ich konnte keine breiten Alleen und Parks entdecken, kein Zeichen verriet, daß unsere Vorfahren hier, ehe die Dreibeiner kamen, ein geordnetes und schönes Leben geführt hatten. Aber man bekam eine Vorstellung von einstiger Macht und Größe. Ich überlegte wieder, wie sie wohl unterworfen worden waren - und wie wir, eine Handvoll verstreuter Männer, hoffen konnten, das zu vollbringen, woran sie gescheitert waren.

Einer der anderen erblickte die Stadt der Dreibeiner als erster und schrie auf. Wir drängelten uns um die fensterartige Öffnung. Hinter den Ruinen stieg die Stadt auf. Überhöht und überdacht von einer riesigen Kuppel aus einem grünlich schimmernden Kristall, hob sich ein Ring aus mattem Gold vom grauen Horizont ab. Die Mauer war mindestens dreimal so hoch wie ein Dreibeiner, glatt und ohne Absatz. Das Ganze ruhte fest auf der Erde, schien aber trotzdem keine Verbindung zum Untergrund zu haben. Weit von der Stelle entfernt, auf die wir zuhielten, kam ein Fluß unter der goldenen Mauer hervor und floß in Richtung auf den Hauptstrom zu, den wir hinter uns gelassen hatten. Wenn man mit den Augen den Flußlauf verfolgte, dann konnte man sich fast vorstellen, die Stadt sei überhaupt nicht da - wenn man vielleicht angestrengt genug hinschaute, würde der Spuk verschwinden, und der Fluß würde durch einfache Felder fließen. Aber der Anblick veränderte sich nicht. Die Mauer wurde höher, je näher wir herankamen, wurde mächtiger und majestätischer.

Der Himmel hellte sich auf. Von einem Augenblick zum anderen brach die Sonne durch die dichte Wolkenschicht. Sonnenlicht glänzte auf der Mauer und blitzte reflektierend vom Metaldach. Die Mauer sah aus wie ein gigantisches Goldband, aus dessen Mitte ein riesiger Diamant herausragte. Und dann erblickte ich den engen schwarzen Spalt, der immer größer wurde. In der fugenlosen Mauer öffnete sich eine Tür. Der erste Dreibeiner stelzte hindurch.

Als unser Tripode die Stadt betrat, geschah etwas, auf das ich überhaupt nicht vorbereitet war. Es war, als würde ich von einem furchtbaren Schlag getroffen. Er schien mich an allen Stellen meines Körpers zur gleichen Zeit zu treffen, von oben, von vorn, von hinten - aber am stärksten war der Schlag von oben. Ich wurde zu Boden gedrückt. Ich taumelte und stürzte und sah, daß es den anderen ebenso ging. Der Boden unseres kleinen Raumes zog uns an wie ein Magnet, als ob wir Metallspäne wären. Ich bemühte mich, wieder aufzustehen, und wußte mit einem Mal, daß es etwas anderes als ein Schlag war. Meine Glieder waren bleischwer. Ich konnte kaum einen Arm heben oder einen Finger bewegen. Ich stand mühsam auf und hatte das Gefühl, ein riesiges Gewicht auf dem Rücken zu tragen - nicht nur auf dem Rücken, auf jedem Quadratzentimeter Knochen und Muskeln in meinem Körper.

Die anderen standen ebenfalls auf. Sie schauten sich ratlos und ängstlich um, schienen aber nicht unglücklich zu sein. Schließlich mußte ja gut sein, was die Dreibeiner mit ihnen machten. Um uns herum herrschte ein trübes grünes Licht. Es war, als wären wir in einem großen, dunklen Wald oder in einer Höhle tief im Meer. Ich versuchte das alles zu verstehen, aber es war zwecklos. Das Gewicht meines Körpers drückte mir die Schultern nach vorn. Ich richtete mich auf und merkte, wie sie wieder nach vorn sanken. Die Zeit verging, und wir warteten ab. Um uns war Schweigen, Schwere und grünes Licht. Ich besann mich auf das wichtigste - wir hatten den ersten Teil unseres Auftrages erfüllt und waren in die Stadt der Dreibeiner eingedrungen. Man mußte Geduld haben. Wie Julius gesagt hatte, war das gerade nicht meine Stärke, aber ich mußte jetzt üben. Ohne die Dämmerung und das niederdrückende Gewicht wäre mir das Warten leichter gefallen. Es wäre schon eine Erleichterung gewesen, reden zu können, aber ich wagte es nicht. Ich bewegte die Füße und suchte vergeblich nach einer bequemen Stehmöglichkeit.

Ich hatte die Tür auf der Innenseite im Auge behalten. Doch die andere schwang mit einem leisen summenden Ton auf. Noch immer war draußen nichts zu erkennen - nur ein grünes Dämmerlicht. Ein Fühler griff herein und holte einen meiner Gefährten ab. Ich merkte, daß er auch unabhängig von der Halbkugel sehen konnte. War es möglich, daß die Dreibeiner lebten? Waren wir Gefangene von intelligenten Maschinen? Der Fühler kam zurück. Diesmal ergriff er mich. Ich kam in eine Halle - lang und schmal, von riesigen Ausmaßen, etwa dreißig Meter hoch und zwei- bis dreimal so lang. Ich sah, daß es eine Art Stall für die Dreibeiner war. An einer Wand standen sie in endloser Reihe und verloren sich im grünen Dämmerlicht, das von schwebenden Kugeln ausging. Hoch über uns lehnten die Halbkugeln der Dreibeiner gegen die Wand. Diejenigen, in denen wir angekommen waren, entluden ihre menschliche Fracht. Ich erkannte Fritz, sprach ihn aber nicht an. Wir hatten abgemacht, daß wir erst dann Kontakt

aufnehmen wollten, wenn die erste Phase - wie immer sie auch aussehen mochte - vorüber war. Einer nach dem anderen wurde eingeladen. Dann hingen die Fühler lahm und unbeweglich herunter. Eine Stimme begann zu sprechen.

Auch das klang wie die Stimme einer Maschine. Sie war tief und tonlos und hallte in dem riesigen Raum dröhnend wider. Sie sprach deutsch, eine Sprache, die wir kannten.

»Menschen, ihr habt den Vorzug und die große Ehre, dazu auserwählt zu sein, den Meistern zu dienen. Geht dorthin, wo das blaue Licht scheint. In dem Raum, in den es euch führt, findet ihr weitere Sklaven, die euch sagen werden, was ihr zu tun habt. Folgt dem blauen Licht.« Während die Stimme sprach, war das dunkle Licht am Ende der Wand, an der die Dreibeiner standen, aufgeleuchtet. Wir gingen darauf zu, oder besser, wir stolperten unter dem bleiernen Gewicht, das uns niederdrückte. Die Luft wurde wärmer, als sie innerhalb des Dreibeiners gewesen war. Dazu wurde es feuchter, etwa so schwül wie im Sommer kurz vor Ausbruch eines Gewitters. Das Licht schwebte über einer offenen Tür, durch die wir in einen kleinen Raum kamen. Er war etwa so groß wie der Innenraum im Dreibeiner, hatte aber eine normale rechteckige Form. Als wir alle eingetreten waren, schloß sich die Tür. Man hörte es klicken und summen, und plötzlich vergrößerte sich das Gewicht. Es schien mit einer unangenehmen Leere meinen Magen herunterzuziehen. Das dauerte wenige Sekunden. Dann folgte für einen kurzen Augenblick ein Gefühl großer Leichtigkeit. Das Summen hörte auf, die Tür öffnete sich, und wir traten in einen anderen Raum hinaus.

Auch dieser Raum war groß, bescheiden im Vergleich mit der Halle der Dreibeiner, aber doch von normalen Ausmaßen. Auch hier herrschte das gleiche grüne Licht. Es kam von Lampen, die in Abständen in die Wände eingelassen waren. (Ich bemerkte, daß ihr Licht nicht wie unseres flackerte.) Vor mir lag das verwirrende Bild von Tischreihen, eigentlich waren es Bänke, und von halbnackten alten Männern.

Das waren die Sklaven, die, wie die Stimme gesagt hatte, uns unsere Aufgaben zuweisen sollten. Sie waren nur mit Shorts bekleidet und erinnerten dadurch an die Leute, die während der Ernte auf den Feldern arbeiteten. Aber weiter ging die Ähnlichkeit nicht. Das grüne Licht täuschte, aber auch so erkannte ich, daß ihre Haut fahl und ungesund aussah. Aber waren sie wirklich so alt, wie es schien? Sie gingen wie alte Männer, und ihre Haut zeigte die Falten des Alters, aber sonst . . . Sie kamen zu uns, zu jedem einer, und ich folgte meinem Führer zu einer der Bänke.

Darauf lag ein kleiner Stapel verschiedener Dinge.

Die meisten Sachen kannten wir. Es waren zwei Paar Shorts, so wie unsere Führer sie trugen, zwei Paar Socken, zwei Paar Schuhe. Nein, es waren ein Paar Schuhe und ein Paar Sandalen. Die Sandalen, wurde uns gesagt, mußten wir im Haus tragen. Aber dort lag noch etwas, was mich verwirrte. Er erklärte es mir mit müder Stimme in süddeutschem Dialekt. »Das mußt du aufsetzen, ehe du durch die Luftschleuse gehst, und du mußt es immer tragen, so lange du die Luft der Meister atmest. Im Haus deines Meisters wirst du einen eigenen Raum haben, in dem du ißt und schläfst, dort brauchst du es nicht, aber sonst darfst du es nie absetzen. Die Luft der Meister ist für uns zu stark. Wenn du ohne Schutz dieser Luft ausgesetzt bist, mußt du sterben.«

Es sah wie Glas aus, man konnte hindurchsehen, aber es fühlte sich anders an. Selbst das stärkere Material, das man über den Kopf stülpte und das auf den Schultern fest auflag, gab dem Druck der Finger ein wenig nach und war mit einem dünnen Stoff gesäumt, der sich dem Körper luftdicht anschmiegte. Ein Gürtel verlief hoch unter den Armen um die Brust und wurde festgezogen, damit der Helm nicht verrutschen konnte. Auf beiden Seiten des Halses befanden sich Ausbuchtungen, die mit einem dunkelgrünen schwammartigen Material vollgestopft waren. Es besaß ein Netzwerk winziger Löcher, sowohl innen als auch außen, und ließ Luft hindurch. Die Schwämme konnten scheinbar die Bestandteile der Luft herausfiltern, die für uns Sklaven zu gefährlich waren. Mein Führer zeigte auf die Schwämme. »Du mußt sie jeden Tag auswechseln, dein Meister wird dich mit neuen versorgen.« »Wer ist mein Meister?« fragte ich. Es war eine dumme Frage. Er schaute mich verwundert an. »Dein Meister wird dich aussuchen.« Ich ermahnte mich, zurückhaltend zu sein, nichts zu sagen, nur zu beobachten und vor allem keine Fragen zu stellen. Aber es gab etwas, was ich unbedingt fragen mußte. »Wie lange bist du schon in der Stadt?« »Zwei Jahre.« »Aber du bist doch . . .«

Durch die trübe Eintönigkeit seiner Stimme brach ein Rest von Stolz: Er sagte: »Ich habe bei den Wettkämpfen die tausend Meter gewonnen, ich war kaum einen Monat vorher geweiht worden. Das hat aus meiner Heimat noch keiner geschafft.« Ich starrte ihn entsetzt an. Er hatte einen müden, zusammengesunkenen Körper, abgezehrte und krank aussehende Haut. Er war nicht mehr als zwei Jahre älter als ich, vielleicht weniger. »Zieh dich um.« Seine Stimme war wieder tonlos und ohne Ausdruck. »Wirf deine alten Sachen hier auf den Haufen.« Ich nahm meinen roten Meistergürtel ab. »Und was ist damit?« »Wirf ihn dazu, hier in der Stadt brauchst du ihn nicht.« Wir zogen unsere neuen Sachen an und verstauten die Dinge, die wir nicht unmittelbar brauchten, in einem Beutel, den man uns gab und dann an die Maske band. Dann wurden wir zur anderen Seite des Raumes geführt und kamen durch eine Tür in einen kleineren. Die Tür wurde hinter uns geschlossen, und ich entdeckte gegenüber eine zweite. Ich hörte ein zischendes Geräusch, fühlte einen Luftzug an den Füßen und merkte, daß die Luft in ein Gitter unten an der Wand abgesaugt wurde. Durch ein Gitter über unseren Köpfen wurde aber auch neue Luft hereingedrückt. Ich konnte es fühlen, und nach einer Weile glaubte ich, ich könne sie auch sehen. Dicke, grüne Luft erfüllte schnell den Raum. Auf

geheimnisvolle Art und Weise wurde die Luft ausgetauscht, und die normale durch die ersetzt, die die Meister atmeten. Dann hörte das Zischen auf, vor uns öffnete sich eine Tür, und uns wurde gesagt, wir sollten hinausgehen. Als erstes traf mich die ungeheure Hitze. Ich hatte es schon in den Dreibeinern und den äußeren Räumen der Stadt sehr warm gefunden, aber im Vergleich zu dieser Backofenhitze war es kühl gewesen. Aber Backofenhitze war auch nicht der richtige Ausdruck, denn die Luft besaß einen hohen Feuchtigkeitsgrad. Ich begann am ganzen Körper zu schwitzen, am schlimmsten am Kopf, der unter der durchsichtigen harten Hülle eingeschlossen war. Der Schweiß rann mir ins Gesicht und am Hals hinunter und sammelte sich hoch auf der Brust innerhalb des Helmes, dort wo der Gürtel festgemacht war.

In mühsamen Atemzügen sog ich die heiße, feuchte Luft ein. Ich fühlte mich schwach, und das Gewicht drückte mich nach unten. Meine Knie begannen nachzugeben. Einer meiner Gefährten brach zusammen, dann ein zweiter und ein dritter. Nach einem kurzen Augenblick standen zwei schwankend wieder auf. Der dritte blieb bewegungslos liegen. Ich wollte ihm schon helfen, erinnerte mich aber rechtzeitig daran, daß ich nichts als erster tun wollte. Ich war froh, diese Entschuldigung zu haben, denn es war für mich schwer genug, nicht auch umzufallen und ohnmächtig zu werden.

Langsam begann ich mich daran zu gewöhnen und konnte auf das achten, was vor uns lag. Wir waren auf eine Art Rampe herausgekommen, und die Hauptverkehrsstraßen der Stadt lagen unter uns. Es war ein entsetzliches Durcheinander. Keine der Straßen war gerade, und nur wenige verliefen auf gleicher Höhe. Sie führten steil nach unten, überkreuzten sich, liefen wieder hoch an den Gebäuden entlang und verloren sich in dämmriggrüner Ferne. Von innen sah die Stadt noch größer aus als von den Bullaugen des Dreibeiners. Ich vermutete, daß das an der dicken, grünen Luft lag. Man konnte nicht sehr weit sehen. Von uns aus war die Kristallkuppel, die alles überspannte, nicht zu sehen. Das grüne Dämmerlicht schien sich bis ins Unendliche zu erstrecken. Auch die Gebäude verblüfften mich. Sie waren von verschiedener Breite und Größe, aber sie hatten alle eine Grundform: die Pyramide. Direkt unter unserer Rampe sah ich eine Anzahl breiter, niedriger Pyramiden, etwas weiter entfernt standen schmalere, steiler aufragende Pyramiden verschiedener Höhe, die kleinste reichte sicherlich bis in die Höhe unserer Rampe, die übrigen waren wesentlich größer. In den Außenwänden gab es Fenster, auch sie waren dreieckig und verteilten sich unregelmäßig über die Wände. Ich konnte nicht entdecken, nach welchem Prinzip sie angeordnet waren. Meine Augen wurden müde, je länger ich darauf blickte.

Auf den Straßen bewegten sich seltsame Fortbewegungsmittel. Auch sie hatten eine pyramidenartige Form. Doch die Grundfläche bildete deutlich das hintere Ende, und sie lagen oder fuhren mit der Spitze voran auf einer Seitenfläche. Die Spitzen bestanden aus dem gleichen durchsichtigen Material wie unsere Helme, und ich konnte undeutlich ein paar Gestalten darin entdecken. Auf den Straßen und den Rampen, die in unregelmäßigen Abständen von den Häusern ausgingen, bewegten sich verschiedene Figuren, eine Gruppe war wesentlich kleiner als die andere. Obwohl man auf diese Entfernung keine Gesichtszüge ausmachen konnte, war klar, daß es sich um die Meister und ihre menschlichen Sklaven handelte. Denn die kleineren Wesen bewegten sich langsam, als ob sie eine schwere Last trügen, während die größeren sich schnell und leicht bewegten. Einer unserer Führer sagte: »Bleibt stehen. Das sind die Wohnungen unserer Meister.« Seine Stimme klang gedämpft, aber ehrfürchtig. (Unterhalb der Ausbuchtungen mit den Schwämmen gab es kleine Metallrippen, die den Ton durch die Masken leiteten. Zwar wurde die Stimme dadurch etwas verzerrt, aber wie an andere Dinge gewöhnte man sich auch daran.) Er zeigte mit der Hand auf eine der nahen Pyramiden. »Und das ist der Ort des Aussuchens. Laßt uns hinuntergehen.«

Wir gingen langsam und taumelnd die spiralförmig nach unten führende Rampe hinab. Sie war so steil, daß unsere Beinmuskeln vor Anstrengung bald schmerzten. Hin und wieder brach einer zusammen. (Der Junge, der oben auf der Rampe ohnmächtig geworden war, war wieder bei Besinnung und kam mit uns allen herunter. Er war derjenige, der Bohnenstange im Weitsprung geschlagen hatte, der dünne, sommersprossige Bursche, der noch im letzten Versuch die beste Weite erzielt hatte. Hier würde er nicht sehr weit springen.) Die Hitze forderte viel Kraft, und der herabrinne Schweiß bildete unten an der Kopfmaske eine unangenehme Pfütze. Ich hatte das dringende Bedürfnis, den Schweiß abzuwischen, aber dazu hätte ich die Maske abnehmen müssen, und das bedeutete, in der Luft, die die Meister atmeten, zu ersticken.

Außer ungenauen Umrissen hatte ich noch immer nichts von den Meistern gesehen. Aber die erste Frage war immerhin beantwortet. Die Dreibeiner waren nicht die Meister, sondern raffiniert ausgestattete Maschinen, die die Meister durch die äußere Welt transportierten. Ich konnte nicht ganz verstehen, inwieweit dieses Wissen Julius und den anderen helfen konnte, aber es war meine erste Information. Wahrscheinlich würde ich noch viel mehr erfahren. Alles was wir, Fritz und ich, dann noch tun mußten, war, einen Fluchtweg zu finden und aus der Stadt auszubrechen. Ich hätte bei dem Gedanken höhnisch lachen mögen, hätte aber nicht einmal dazu die Kraft gehabt. Auch mußte ich meine Rolle spielen: die Rolle des geweihten, willigen Sklaven.

Die Rampe führte in eine der breiten Pyramiden, etwa auf halber Höhe von der Basis aus, hinein. Innen wurde sie von zirka zehn grünen Kugeln erleuchtet, die in verschiedener Höhe von der Decke herabhingen. Wenigstens war es hier ein wenig heller als in der Dämmerung draußen. Durch einen gewundenen Korridor hindurch kamen wir in

einen langen Raum mit spitz zulaufender Decke. Auf der einen Seite stand eine lange Reihe kleiner, nach vorn offener Zellen. Die Seiten bestanden aus dem harten glasähnlichen Material der Masken. Jeder von uns mußte in eine Zelle gehen, sagte man uns. Dann sollten wir warten, die Meister würden schon kommen. Wir warteten lange. Den anderen fiel es bestimmt leichter, denn sie waren vor allem von dem Wunsch beseelt, den Meistern zu dienen. Das würde ihnen Geduld geben. Fritz hatte diese Erleichterung ebensowenig wie ich. Er wartete etwa zehn Zellen weiter, und ich konnte ihn nicht sehen. Ich konnte die beiden neben mir sehen, zwei, drei weitere nur verschwommen. Meine Spannung und Vorahnung wuchs, aber ich wußte, daß ich sie nicht zeigen durfte. Es war unbequem in der Zelle. Die meisten von uns saßen oder lagen auf der Erde, damit sie das Gewicht der Glieder nicht so spürten. Liegen war am besten, aber der angesammelte Schweiß schwappte in der Maske, wenn Kopf und Schultern nicht aufrecht gehalten wurden. Inzwischen war ich entsetzlich durstig geworden, aber es gab nichts zu trinken, und wie hätten wir auch trinken können. Ich fürchtete schon, man hätte uns vergessen - wir würden hierbleiben müssen, bis wir vor Durst und Erschöpfung starben. Wahrscheinlich hatten wir für sie einigen Wert, aber er war sicherlich nicht hoch. Wir konnten leicht ersetzt werden.

Ich spürte es zunächst mehr, als ich es hörte. Es wuchs zu einem murmelnden Geräusch an und kam von den Zellen rechts von mir. Ein Geräusch der Ehrfurcht, der Verwunderung, vielleicht sogar der Verehrung. Da wußte ich, daß der große Augenblick herangekommen war, und verdrehte den Hals, um besser sehen zu können. Am anderen Ende hatten sie den Raum betreten und kamen auf die Zellen zu: die Meister.

Trotz der Unbequemlichkeit und der Müdigkeit, trotz meiner Angst vor dem, was bevorstand, hatte ich als erstes das Gefühl, lachen zu müssen. Sie sahen grotesk aus. Sie waren etwa zweimal so groß wie die Menschen und im Verhältnis sehr dick. Ihre Körper hatten unten einen größeren Umfang als oben, einen Umfang von etwa eineinhalb Metern, schätzte ich, und liefen nach oben zum Kopf hin zu einem Umfang von etwa dreißig Zentimetern spitz zu. Falls es sich oben wirklich um den Kopf handelte, denn sie verjüngten sich gleichmäßig nach oben, es gab keine Andeutung eines Halses. Als nächstes merkte ich, daß ihre Körper nicht von zwei, sondern von drei dicken, kurzen Beinen getragen wurden. Dazu passend besaßen sie drei Arme, oder besser Fühler, die etwa auf halber Höhe am Körper ansetzten. Und ihre Augen - ich sah, daß sie auch davon drei hatten - waren in einem flachen Dreieck, eins in der Mitte über den anderen beiden, etwa dreißig Zentimeter unter der Spitze des Kopfes angeordnet. Die Wesen waren grün, aber ich bemerkte, daß sie verschiedene Schattierungen aufwiesen. Einige waren ziemlich dunkel, das Grün war mit Braun gemischt, andere zeigten ein helles Grün. Das und die Tatsache, daß sie nicht alle gleich groß waren, schien die einzige Möglichkeit zu sein, sie auseinanderzuhalten; eine recht dürftige Möglichkeit. Später, nachdem man sich an sie gewöhnt hatte, entdeckte ich, daß man sie leichter unterscheiden konnte, als ich erwartet hatte. Die verschiedenen Löcher, die ihre Münder, Nasen und Ohren bildeten, waren unterschiedlich - in der Größe, ein wenig in der Form und im Verhältnis zueinander. Ein Muster von Falten und Furchen verband diese Öffnungen, das einem vertraut wurde und das man wiedererkannte. Auf den ersten Blick waren die Monster jedoch gesichtslos, fast ununterscheidbar. Als eines vor mir stehenblieb und sprach, lief es mir kalt den Rücken hinunter. »Junge«, sagte es, »steh auf!«

Ich dachte, die Worte kämen aus seinem Mund - ich nahm an, das untere der beiden Löcher in der Mitte sei der Mund -, bis ich sah, daß das obere Loch zitterte und sich öffnete, während das andere geschlossen und unbewegt blieb. Mit der Zeit beobachtete ich, daß bei den Meistern die Atmungsorgane und die Nahrungsaufnahme nicht wie bei den Menschen miteinander verbunden waren: Sie sprachen und atmeten durch das obere Loch und aßen und tranken durch die untere, größere Öffnung. Ich stand auf, wie mir befohlen war. Ein Fühler schwang auf mich zu, berührte mich, erst leicht und dann fest am Arm. Er lief über die Haut wie eine Schlage und fühlte sich auch wie eine Schlange trocken und glatt an. Ich unterdrückte ein Schaudern. »Geh herum«, sagte es. Die Stimme war kalt, ausdruckslos, nicht laut, aber durchdringend. »Geh, Junge!« Ich begann, in der engen Zelle herumzugehen. Dabei dachte ich an einen Pferdeverkauf, den ich einmal in Winchester gesehen hatte. Die Männer befühlten die Muskeln der Tiere und beobachteten den Bewegungsablauf, als sie herumgeführt wurden. Wir brauchten nicht herumgeführt zu werden, wir konnten uns selbst vorführen. Der Meister betrachtete mich kritisch, während ich ein paarmal in der Zelle herumging. Dann, ohne ein Wort zu sagen, ging er weiter. Ich blieb stehen und ließ mich in eine sitzende Stellung niederfallen.

Auf ihren Stummelbeinen kamen sie schnell voran, indem sie in rhythmischer Bewegung auf- und niederhüpften. Sie waren ganz deutlich wesentlich stärker als wir, da sie sich in der bleiernen Schwere der Stadt so leichtfüßig bewegen konnten. Wenn sie es wirklich eilig hatten, drehten sie sich wie Kreisel, die drei Beine wirbelten sie unheimlich schnell herum, und gleichzeitig kamen sie vorwärts. Sie überbrückten jeweils mehrere Meter, ehe ein Bein wieder den Boden berührte. Ich glaube, das war ihre Art zu rennen.

Das Aussuchen ging weiter. Ein neuer Meister kam, mich zu begutachten, dann ein dritter. Der Junge in der Nebenzelle wurde genommen. Ein Meister befahl ihm zu folgen, und er gehorchte. Sie verschwanden im Hintergrund. Einige der Meister untersuchten mich genauer als andere, aber alle gingen weiter. Ich fürchtete, sie waren mißtrauisch geworden. Vielleicht machte ich irgend etwas falsch. Ich überlegte auch, was mit denen geschah,

die nicht ausgewählt wurden. Es war bekannt, daß niemand aus der Stadt zurückgekehrt war. In diesem Fall ... Die letzte Sorge war unbegründet. Diejenigen, die nicht als persönliche Diener genommen wurden, setzte man für allgemeine Arbeiten ein. Doch das entdeckte ich erst später. Zu diesem Zeitpunkt wußte ich es noch nicht und merkte nur, wie die Zellen um mich herum leer wurden. Ich sah Fritz vorbeigehen, er folgte einem Meister. Wir sahen uns an, gaben aber kein Zeichen des Erkennens. Ein Meister kam heran, starrte mich einen Augenblick an und ging weiter, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Zahl hatte abgenommen, auch von uns waren nur noch wenige übrig. Elend saß ich auf dem Boden. Ich war müde und durstig. Meine Beine schmerzten, und die Haut meiner Brust und meiner Schultern begann durch den salzigen Schweiß zu brennen. Ich lehnte mich an die durchsichtige Wand und schloß die Augen. Deshalb sah ich auch den neuen Meister nicht kommen, ich hörte ihn erst, als er mir befahl: »Steh auf, Junge.« Ich fand seine Stimme angenehmer als die der anderen und glaubte, fast einen Unterton von Wärme herauszuhören. Ich kam mühsam hoch und schaute ihn neugierig an. Er schien kleiner als die anderen zu sein und war auch dunkler. Der bräunliche Schimmer seiner Haut war deutlich zu erkennen. Er blickte zu mir herunter, runzelte die Haut zwischen den Augen und befahl mir herumzugehen. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen und ging so rasch wie ich konnte. Vielleicht war ich für die anderen zu schwerfällig gewesen. Er befahl mir stehenzubleiben, und ich blieb stehen. Der Meister sagte: »Komm näher.« Als ich auf ihn zutrat, schnellte ein Fühler und ringelte sich um meinen linken Arm. Ich biß die Zähne zusammen. Ein zweiter Fühler strich an meinem Körper entlang, befühlte die Beine und umschloß meine Brust so fest, daß mir die Luft aus den Lungen gepreßt wurde, dann zog er den Fühler wieder zurück. Die Stimme sagte: »Du bist merkwürdig, Junge.« Die Worte faßten meine größten Ängste zusammen. Sie ließen mich erstarren. Ich blickte gebannt auf die gesichtslose Säule des Ungeheuers. Ganz bestimmt mußte ich jetzt einen besonderen Ausdruck zeigen. Aufregung? Freude über die Aussicht, einem dieser entsetzlichen und abstoßenden Wesen dienen zu dürfen? Ich versuchte mich danach zu verhalten, aber der Meister sprach weiter: »Wie hast du es geschafft, in den Wettkämpfen Sieger zu werden - in welcher eurer menschlichen Sportarten?« »Boxen«, ich zögerte, »Meister.« »Du bist klein«, sagte er. »Aber kräftig für deine Größe, glaube ich. Aus welcher Gegend kommst du?« »Aus dem Süden, Meister. Tirol.« »Ein Bergland. Sie sind zäh, die aus höherem Gelände kommen.« Er schwieg weiter. Der Fühler, der noch immer meinen linken Arm festhielt, lockerte den Griff und zog sich zurück. Die drei Augen starrten mich an. Dann sagte die Stimme: »Folge mir, Junge.« Ich hatte meinen Meister gefunden..

Das Haustier meines Meisters

Ich hatte Glück mit meinem Meister. Er führte mich zu seinem Fahrzeug, das in einer Reihe neben anderen vor dem Gebäude stand, ließ mich einsteigen, und wir fuhren davon. Er erklärte mir, Lenken würde eine meiner Pflichten sein. (Es war nicht schwierig. Die Fahrzeuge wurden von einer unsichtbaren Kraft angetrieben, die aus der Erde unter den Straßen kam. Man brauchte nicht viel zu steuern, und Zusammenstöße waren unmöglich.) Ich sah, daß einige der Meister ihren neuen Sklaven schon befahlen, selbst zu fahren. Meiner zwang mich nicht, vielleicht, weil er sah, daß ich müde und erschöpft war.

Das Gefährt lief auf vielen kleinen Rädern, die unter der einen Seitenfläche der Pyramide angebracht waren, der Fahrer saß in der nach vorn gerichteten Spitze und lenkte. Mein Meister fuhr es zu dem Haus, in dem er wohnte. Es lag ziemlich in der Mitte der Stadt.

Auf dem Weg betrachtete ich meine Umgebung. Es war schwer, irgendein System zu erkennen. Die Gebäude, Straßen und Rampen sahen sich alle ziemlich ähnlich und waren trotzdem verwirrend unterschiedlich. Ihre Konstruktion schien willkürlich oder folgte einem Plan, den ich nicht einmal im Ansatz verstehen konnte. An verschiedenen Stellen bemerkte ich freie Plätze und bekam den Eindruck, daß sie als Gärten dienten. Auch sie waren dreieckig und mit Wasser gefüllt, in dem Pflanzen verschiedener Farben wuchsen - ich sah rot, braun, grün, blau, alles ziemlich dunkle Töne. Die Pflanzen hatten durchwegs eine ähnlich gleichmäßige Form. Unten an der Basis waren sie breit und liefen nach oben spitz zu. Aus vielen Gartenteichen stieg Dampf auf, und in einigen bewegten sich ein paar Meister umher oder standen - wie Bäume - bewegungslos im Wasser.

Mein eigener Meister wohnte in einer kleinen Pyramide, die einen großen Gartenteich überblickte. Sie hatte fünf Seiten. Mir kam sie aber dreieckig vor, entsprach also der Form, die die Meister offenbar sehr liebten. Drei der Seiten waren schmaler als die anderen und bildeten eine fast gerade Linie. Wir ließen das Fahrzeug vor der Tür stehen - ich blickte mich um und sah, wie sich der Boden öffnete und es aufnahm - und gingen in das Gebäude. In der Mitte befand sich ein beweglicher Raum, wie der, der uns von der Halle der Dreibeiner in die Stadt gebracht hatte. Mein Magen zog sich zusammen, als er surrte, aber ich verstand wenigstens, was vorging: der Raum bewegte sich nach oben und wir uns mit ihm. Wir traten auf einen Korridor hinaus, und ich stapfte hinter meinem Meister her zu einer Tür, die der Eingang zu seiner Wohnung war.

Natürlich gab es vieles, das ich erst später verstand. Die Pyramide war in Wohnungen für die Meister aufgeteilt. Innen befand sich eine zweite Pyramide, von der äußeren völlig eingeschlossen, die als Vorratskammer, Gemeinschaftshaus der Sklaven und für andere Dinge verwendet wurde. Die Wohnungen lagen an den Außenwänden. Von der Lage der Wohnung innerhalb der Pyramide konnte man die Wichtigkeit des Meisters in der Stadt ablesen. Am bedeutendsten war derjenige, der in der Spitze wohnte - praktisch eine Pyramide auf einer Pyramide. Dann kamen die beiden dreieckigen Wohnungen direkt darunter und danach die Wohnungen in den Ecken der Pyramiden in absteigender Reihenfolge. Mein Meister hatte nur eine bescheidene Bedeutung. Seine Wohnung lag zwar in einer Ecke, aber mehr zur Basis als zur Spitze hin. Der erste Eindruck von den aufragenden Spitzen der Stadt ließ mich vermuten, die Zahl der Meister wäre ungeheuer groß. Als ich näherkam, merkte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Alles besaß wesentlich größere Dimensionen als im menschlichen Leben, an das ich gewöhnt war. Besonders die Wohnungen waren riesig, die Räume groß und sehr hoch, etwa sieben Meter oder noch höher. Vom Korridor aus kam man in einen Gang, von dem mehrere Türen abzweigten. (Die Türen waren rund und funktionierten nach dem gleichen Prinzip wie die Türen in den Tripoden - sie schwenkten nach innen und dann nach oben, wenn man auf einen Knopf drückte. Es gab keine Schlüssel oder Riegel.) In der einen Richtung bog der Gang scharf ab und führte in den wichtigsten Teil der Wohnung, den dreieckigen Raum, von dem aus man auf die Stadt sehen konnte. Hier aß mein Meister und ruhte sich aus. In der Mitte des Bodens war ein kleiner, runder Gartenteich eingelassen, die Oberfläche dampfte vor Hitze, die aus dem Boden kam. Das war sein Lieblingsplatz.

Er zeigte mir diesen Raum nicht sofort. Der Meister führte mich zunächst in die andere Richtung. Der Gang führte zu einem toten Ende, aber kurz davor befand sich rechts eine Tür. Der Meister sagte: »Das ist dein Zufluchtsort, Junge. Innen befindet sich eine Luftschleuse - dort wird die Luft ausgetauscht -, und dahinter kannst du ohne die Maske atmen. Dort wirst du essen und schlafen, und dort oder in dem Gemeinschaftsraum der Sklaven darfst du dich aufhalten, wenn ich deine Dienste nicht brauche. Wenn eine Glocke läutet, dann mußt du deine Maske aufsetzen und durch die Luftschleuse zu mir kommen. Du wirst mich im Fensterzimmer am Ende des Ganges finden.«

Er drehte sich um und glitt auf seinen kurzen Beinen leichtfüßig davon. Ich verstand, daß ich entlassen war, und drückte auf den Knopf in der Tür vor mir. Sie schwang auf. Ich schritt hindurch, und sie schloß sich wieder automatisch. Es entstand ein zischendes Geräusch, und ich spürte den leisen Zug an den Füßen, als die Luft der Meister herausgesogen und durch Menschenluft ersetzt wurde. Es dauerte nicht lange, aber es schien eine Ewigkeit vergangen zu sein, ehe die gegenüberliegende Tür aufging und ich hindurchtreten konnte. Noch unter der Türöffnung zerrten meine Finger am Verschluß des Gürtels, der die Maske befestigte.

Ich hatte das Gefühl, ich könnte den engen Helm mit meinem eigenen Schweiß, der sich auf der Brust sammelte, keinen Augenblick länger ertragen. Später fand ich heraus, daß ich Glück gehabt hatte. Fritz wurde erst noch mehrere Stunden lang in seine verschiedenen Pflichten eingeführt, ehe er sich Erleichterung verschaffen durfte. Mein Meister dachte da ganz anders. Der Raum, der für den Sklaven reserviert war, war ziemlich klein, aber von der gleichen enormen Höhe wie die anderen. In diesem Fall hatte mein Meister eine Zwischendecke einziehen lassen, zu der eine Leiter hinaufführte. Meine Schlafgelegenheit war dort oben. Von anderen Fällen hörte ich später, bei denen das Bett in den kleinen Raum selbst hineingezwängt worden war.

Außerdem gab es einen Stuhl, einen Tisch (beides in primitivster Form), eine Kommode mit zwei Schubladen, ein Regal, um Nahrung aufzuheben, und eine kleine Toilettenecke. Dort befand sich auch eine Anlage, die Wasser über den Körper sprühte. Das Wasser war lauwarm, zu warm zum Absprühen und zu warm zum Trinken, aber es war wenigstens kühler als die Luft. Ich stellte mich lange Zeit unter das Wasser, wusch mich und wechselte die Kleidung. Die Luft hatte die Sachen durchfeuchtet, noch ehe ich sie anzog. Innerhalb der Stadt war meine Kleidung nie richtig trocken.

Im Regal fand ich verpackte Lebensmittel. Es gab zwei Sorten. Das eine waren eine Art Kekse, die man trocken essen mußte, das andere war ein zerbröckelndes Zeug, das man mit dem warmen Wasser verrühren mußte. Beides hatte keinen Geschmack, und es gab nie etwas anderes. Diese Nahrung wurde von Maschinen irgendwo in der Stadt hergestellt. Ich probierte die Kekse aus, war aber noch nicht hungrig genug, um wirklich zu essen. Mühsam zog ich mich die Leiter hoch - eine furchtbare Anstrengung in dieser bleiernen Stadt - und ließ mich auf das harte Bett fallen, das mich dort erwartete. Natürlich gab es in meinem Zimmer kein Fenster, aber in jedem Abschnitt hing eine grüne Lichtkugel, die man durch Knopfdruck an- und ausschalten konnte. Ich drückte auf den Knopf und fiel in Dunkelheit und Vergessen. Ich träumte, ich wäre zurück in den Weißen Bergen und erzählte Julius, daß die Dreibeiner nicht aus Metall sondern aus Papier gebaut wären und man ihre Beine mit einer Axt abhacken könnte. Doch mitten in meinem Bericht hörte ich den grausamen Klang einer Klingel. Ich schreckte aus dem Schlaf auf, und mir wurde bewußt, wo ich war. Mein Meister rief nach mir.

Da wir nichts über die Verhältnisse innerhalb der Stadt gewußt hatten, konnten Fritz und ich auch vorher keine Pläne machen. Wir wußten nur, daß wir uns treffen wollten, aber nicht, wie wir das möglich machen konnten. Wenn ich die Größe und verwirrende Vielfalt der Stadt bedachte, dann packte mich Verzweiflung. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie wir uns jemals begegnen sollten. Selbst wenn man in Rechnung stellte, wieviel Platz jeder einzelne

Meister brauchte, mußte es Tausende geben. Wenn nun jeder von ihnen einen Sklaven hatte . . .

Am Ende war es einfacher, als ich gedacht hatte, auf der anderen Seite schwerer. Zunächst einmal verfügte nicht jeder Meister über einen Sklaven. Das stand nur denjenigen zu, die einen höheren Rang bekleideten. Das waren weniger als Tausend, und auch von dieser geringeren Zahl nahmen lange nicht alle ihr Recht in Anspruch. Es gab eine Gruppe, die gegen die Anwesenheit von Menschen in der Stadt war. Ihre Meinung gründete sich nicht etwa auf die Angst, daß die Sklaven rebellieren könnten - niemand bezweifelte ihre Unterwürfigkeit -, man fürchtete vielmehr, daß die Meister durch die Dienste anderer Wesen verweichlichen und degenerieren könnten. Die Zahl der menschlichen Sklaven, die durch Wettkämpfe und diverse Ausleseverfahren in anderen Ländern in die Stadt geholt worden waren, war wahrscheinlich nicht größer als fünf- oder sechshundert. Doch unter den fünf- oder sechshundert Menschen bestand nur eine begrenzte Möglichkeit zur Verständigung. Außer den persönlichen Räumen für jeden einzelnen Sklaven, wo man aß und schlief, gab es in jeder Pyramide, in der sie gehalten wurden, einen Gemeinschaftsraum. Dort, in dem ebenfalls fensterlosen Raum, konnte man andere Sklaven treffen und sich mit ihnen unterhalten. In einem Kasten an der Wand leuchtete eine bestimmte Zahl auf, wenn der Meister seinen Sklaven verlangte. Man konnte nicht in den Gemeinschaftsraum einer anderen Pyramide gehen, ohne Gefahr zu laufen, daß man nicht da war, wenn der Meister rief. Und dieses Risiko nahm man nicht auf sich. Nicht etwa aus Furcht vor Strafe, sondern weil es für die Geweihten undenkbar war, den Dienst an den Meistern auf irgendeine Weise zu vernachlässigen.

Wir konnten uns vielleicht auf der Straße begegnen, wenn wir von unseren Meistern auf Botengänge geschickt wurden, aber die Wahrscheinlichkeit war gering. Unsere einzige Chance, uns wiederzufinden, lag darin, daß unsere Meister, wie es bei den anderen oft geschah, zu derselben Pyramide gingen, und wir uns dort im Gemeinschaftsraum treffen konnten.

Es gab eine ganze Reihe von Treffpunkten der Meister. Mein Meister liebte einen Teich innerhalb einer bestimmten Pyramide ganz besonders. Dort standen die Meister fast alle bewegungslos im Wasser, und in der Mitte bediente eine Gruppe von ihnen mit den Fühlern Maschinen, die das Wasser aufwühlten, die Luft in Bewegung brachten und merkwürdige Geräusche von sich gaben. Mein Meister fand das herrlich, für mich war es nur entsetzlich. Ein zweiter Treffplatz diente dem Gespräch. Dort unterhielten sich die Meister in ihrer eigenen Sprache, einem Gemisch von Pfeif- und Grunzlauten. An einem dritten Ort sprangen und drehten sich die Meister auf einer erhöhten Plattform umeinander herum, ich vermutete, daß das ihre Art von Tanz war. Zu ganz verschiedenen Zeiten mußte ich ihn dorthin begleiten und beeilte mich immer, in den Gemeinschaftsraum zu kommen, um mich zu duschen und abzutrocknen. Manchmal aß ich auch einen der eintönigen Kekse undleckte an den Stangen aus reinem Salz, mit denen wir versorgt wurden. Dann suchte ich unter den anderen Sklaven nach Fritz. Immer wieder war es vergebens, und ich verlor langsam die Hoffnung. Es gab Meister, die alle diese Unternehmungen nicht sehr schätzten, so wie mein Meister zu anderen Unterhaltungen auch nicht ging. Es sah bald so aus, als hätten wir das Pech, zwei Meistern zu gehören, die völlig verschiedene Interessen hatten. Und so war es auch. Mein Meister schätzte vor allem die Dinge, die den Geist und die Einbildungskraft beschäftigten, Fritzens Meister bevorzugte sportliche Tätigkeiten. Glücklicherweise gab es ein Ereignis, das von allen gleichermaßen geschätzt wurde. Die Meister nannten es das Sphärenspiel.

In regelmäßigen Abständen wurde es in der Sphärenarena veranstaltet. Dieses Stadion war ein großer, freier Platz - wieder in der Form eines Dreiecks -, der in der Mitte der Stadt lag. Den Boden bedeckte eine rötliche Schicht, und über die ganze Spielfläche waren sieben Masten, ungefähr zehn Meter hoch, verteilt, die an der Spitze so etwas wie einen Korb hatten. Drei dieser Masten standen jeweils in den Spitzen des Dreiecks, drei weitere in der Mitte der Seitenlinien, der siebente in der Mitte des Spielfeldes.

So weit war alles verständlich. Ich glaube, was dort vor sich ging, war eine Art Spiel, aber es war kein Spiel, wie es Menschen spielen. Kleine Dreibeiner, nicht größer als acht Meter, kamen aus einem Gang hinter der einen Dreieckspitze heraus, marschierten eine zeitlang nach einem komplizierten Muster umher und begannen, sich dann zu jagen. Nach einer Weile entstanden bei dieser Verfolgungsjagd eine oder mehrere goldene Sphären zwischen den hin- und herzuckenden Fühlern der Dreibeiner. Das wurde von den Meistern, die auf Tribünen und um das Spielfeld saßen, mit einem lauten, dumpfen Ton begrüßt, der immer lauter wurde, je länger die Jagd anhielt und je länger der goldene Ball der Sphäre in der Luft hin- und herflog. Manchmal wurde die Sphäre dann in einen der Körbe auf der Spitze der Masten geworfen. Bei besonders guten Treffern leuchtete der Korb grell auf, es entstand ein Geräusch wie ein Donnerschlag, und das dumpfe Schreien der Meister schwoll zu einem Heulen und Wehklagen an. Das Aufblitzen, Donnern und der Applaus - ich hielt das Geschrei der Meister dafür - waren wesentlich stärker, wenn der Mast in der Mitte getroffen wurde. Dann begann die Jagd von neuem, und ein neuer Ball erschien aus dem Nichts. Ich erfuhr, daß die kleinen Dreibeiner von einem, höchstens zwei Meistern besetzt waren. Es sah so aus, als gehörte viel Geschicklichkeit zum Sphärenspiel, und die besten wurden sehr gefeiert. Auf unserem letzten Wegstück während unserer Flucht in die Weißen Berge waren Henry, Bohnenstange und ich im freien Feld zwei Tripoden begegnet, die uns überhaupt nicht beachtet hatten. Zwischen ihren Fühlern war ebenfalls ein goldener Ball vor dem

Hintergrund des blauen Himmels aufgeblitzt. Jetzt wurde mir klar, daß die Meister, die damals in den Dreibeinern saßen, Sphärenspieler waren, die für das nächste Turnier trainierten und sich so in ihr Spiel vertieft hatten, daß sie nichts anderes bemerkten. Dieses Spiel zeigte also eine Schwäche der Meister. Sie war zwar nur geringfügig, für uns aber wie jedes Anzeichen einer Fehlerhaftigkeit wichtig. Der zweite bedeutende Punkt war, daß das Sphärenspiel mir half, Fritz zu finden, nachdem ich Wochen hindurch vergebens nach ihm gesucht hatte. Ich begleitete meinen Meister zu seinem Platz auf dem Teil der Tribüne, der den wichtigen Meistern vorbehalten war, und eilte - in meinem Fall war es ein quälend langsames, angestrengtes Laufen in der bleiernen Schwere - in den Gemeinschaftsraum unterhalb der Arena. Ich zog meine Maske ab, legte sie auf eines der Fächer neben dem Eingang und begann, nach Fritz zu suchen. Er stand am anderen Ende des Raumes in einer Schlange, die um Salzstäbchen anstand. (Wir lutschten sie fast ständig, um das durch unser dauerndes Schwitzen verlorene Salz zu ersetzen.) Er sah mich, nickte und brachte zwei Stangen dorthin, wo ich möglichst weit von den anderen entfernt stand. Als ich ihn aus der Nähe sah, bekam ich einen Schock. Ich wußte, daß dieses Leben jeden zugrunde richtete, und sei es auch nur durch die ständige feuchte Hitze und den dauernden Druck auf Knochen und Muskeln. Viele junge Burschen, denen ich begegnete, waren in einem bedauernswerten Zustand, alt, faltig und schwach, lange vor ihrer Zeit. Auch ich merkte, obwohl ich langsam lernte, mit der Hitze und dem Gewicht zu leben, daß meine Kräfte langsam abnahmen. Aber die Veränderung, die mit Fritz vor sich gegangen war, überstieg meine schlimmsten Befürchtungen. Wir hatten alle stark abgenommen, aber im Verhältnis - er war groß und kräftig gewesen - schien er mehr Gewicht verloren zu haben als ich. Seine Rippen waren deutlich zu sehen, und sein Gesicht war hager. Er hatte die gebeugte Haltung derjenigen, die schon länger als ein Jahr in der Stadt lebten. Mit Entsetzen bemerkte ich noch etwas anderes: ein Streifenmuster blutunterlaufener Striemen auf seinem Rücken. Ich wußte, daß einige Meister ihre menschlichen Sklaven wegen Unachtsamkeit oder Dummheit schlugen. Sie benutzten dazu so etwas wie eine Fliegenklatsche, die dort, wo sie traf, auf dem Fleisch scheußlich brannte. Aber Fritz war nicht dumm und würde nie unachtsam sein. Als er mir das Salzstäbchen gab, sagte er leise: »Das wichtigste ist, unser nächstes Zusammentreffen zu planen. Ich wohne Bezirk 71, Pyramide 43. Am besten wäre es, wir könnten uns dort treffen, falls du einen guten Meister hast.« Ich fragte: »Wo ist das? Ich finde mich noch immer nicht zurecht.« »In der Nähe von . . . Nein, sag mir lieber, wo du wohnst.« »19, Pyramide 15.« »Das finde ich. Paß auf. Mein Meister geht jeden Tag um zweiseben in den Gartenteich und bleibt dort eine Periode lang. Ich glaube, ich habe dann genug Zeit, um zu deiner Pyramide zu kommen. Wenn du dann im Gemeinschaftsraum sein kannst . . .« »Das ist einfach.« »Ich bin dann der Sklave eines Meisters, der jemanden besucht.« Ich nickte. In der Stadt leben wir nach der Zeit der Meister, nicht nach menschlicher Zeit. Der Tag war in neun Perioden unterteilt, die wieder in neun Abschnitte gegliedert waren. Es wurde nur dadurch schwierig, daß der Tag jeweils bei Sonnenaufgang begann und sich auf die Zeit auf diese Weise ständig verschob. Zwei-sieben war etwa Mittag. Auch mein Meister ging zu dieser Zeit oft in den Gartenteich. Selbst wenn er es nicht tat, konnte ich einen kleinen Botengang bis dahin aufschieben. Ich fragte: »Dein Meister - ist er sehr schlimm?« Fritz zuckte mit den Schultern. »Schlimm genug, glaube ich. Ich habe aber keine Vergleichsmöglichkeit.« »Dein Rücken . . .« »Das macht ihm Spaß.« »Spaß?« »Ja. Zuerst dachte ich, ich mache etwas falsch. Aber das stimmte nicht. Er sucht nach Gründen. Ich schreie und heule, so laut ich kann. Das macht ihm Freude. Ich habe inzwischen gelernt, noch lauter zu brüllen, dann hört er eher auf. Aber wie ist dein Meister? Ich sehe keinen Striemen auf deinem Rücken.« »Ich glaube, er ist ein gutmütiger Meister.« Ich erzählte Fritz von meinem Leben und von den kleinen Zeichen der Fürsorge, die ich entdeckt hatte. Er hörte zu und nickte: »Ein sehr guter Meister, würde ich sagen.« Er berichtete kurz von seinem Schicksal, und ich erfuhr, daß die Schläge nicht das einzige waren, worunter er mehr zu leiden hatte als ich. Sein Meister demütigte und verfolgte ihn auf jede erdenkliche Weise und trug ihm unmögliche Aufgaben auf. Fast schämte ich mich, daß es mir so viel besser ging. Aber er brach dieses Thema schnell ab und sagte: »Das ist alles nicht so wichtig. Es kommt darauf an, möglichst viel über die Stadt herauszufinden. Wir müssen unsere Erfahrungen austauschen, damit jeder auch das erfährt, was der andere weiß. Erzähle du mir zuerst, was du herausbekommen hast.« »Bis jetzt sehr wenig. Praktisch nichts.« Ich strengte mich an, ein paar Besonderheiten zu finden, und erzählte sie ihm. Es war eine kümmerliche Sammlung. »Ich glaube, das ist alles.« Fritz hörte zuerst ernst zu und sagte dann: »Alles ist wichtig. Ich habe herausgefunden, wo die große Maschine steht, die die enorme Hitze und das Licht produziert und die Kraft herstellt, die die Fahrzeuge antreibt. Wahrscheinlich macht sie auch die Stadt so schwer. Die Rampe 914 in der Straße 11 führt durch einen Platz - auf beiden Seiten befinden sich Gartenteiche - und geht dann steil nach unten in die Erde. Dort unten muß die Maschine sein. Ich bin ziemlich sicher, daß sie dort unten ist. Noch bin ich nicht unten gewesen - ich weiß nicht, ob Menschen überhaupt dorthin gehen können -, aber ich will es weiter versuchen.

Ich habe auch den Platz gefunden, an dem das Wasser in die Stadt kommt. Das ist der Mauersektor 23. Dort kommt ein unterirdischer Fluß herein und wird von einer Maschine so aufbereitet, daß das Wasser für die Meister angenehm ist. Ich bin dort gewesen und werde wieder hingehen. Es ist eine riesige Anlage, und ich verstehe noch nicht viel

davon. Dann gibt es noch einen Ort der glücklichen Erlösung.« »Glückliche Erlösung?«

Ich hatte den Ausdruck schon ein- oder zweimal von anderen Sklaven gehört, wußte aber nicht, was er bedeutete. Fritz erklärte: »Das ist nicht weit von hier, auf der Straße 4. Dorthin gehen die Sklaven, wenn sie merken, daß sie nicht mehr kräftig genug sind, um ihren Meistern zu dienen. Ich bin einem gefolgt und habe beobachtet, was geschah. Unter einem Metaldach ist eine Platte, auf die sich der Sklave stellt. Ein Licht blitzt auf, und er fällt tot zu Boden. Dann bewegt sich die Platte, auf der die Leiche liegt. Sie bewegt sich durch einen Gang, eine Tür öffnet sich. Dahinter brennt ein Feuer, das den Körper verschlingt.« Dann erzählte er mir, was er über die anderen Sklaven herausgefunden hatte. Sie wurden nicht alle durch die sportlichen Wettkämpfe ausgesucht, in anderen Ländern erfolgte die Auswahl mit anderen Mitteln, aber immer ging es darum, die jüngsten und kräftigsten herauszufinden. Das Leben in der Stadt tötete alle langsam und sicher, selbst wenn die Meister, wie meiner, tolerant, fast freundlich waren. Einige der Sklaven verfielen schnell und starben fast sofort, andere hielten ein Jahr, höchstens zwei durch. Fritz hatte einen Sklaven getroffen, der schon länger als fünf Jahre in der Stadt lebte, aber er war eine Ausnahme. Wenn ein Sklave den Tod nahen fühlte, ging er aus freiem Willen zum Ort der glücklichen Erlösung und starb in der glücklichen Gewißheit, daß er den Meistern nach besten Kräften und bis zur letzten Faser seiner Kraft gedient hatte. Aufmerksam hörte ich zu. Nun schämte ich mich wirklich. Ich

hatte angenommen, mein Leben sei hart. Das war meine Entschuldigung dafür gewesen, fast nichts zu unternehmen. Eigentlich hatte ich nur darauf gewartet, Fritz zu treffen. Dann wollte ich entscheiden, was als nächstes zu tun war.

Fritz dagegen hatte versucht, die Aufgabe zu erfüllen, die wir beide als Auftrag

hatten und von der die Zukunft der Menschen abhängen konnte. Ich fragte ihn: »Wie hast du das alles herausgefunden, wenn du nur zwei Stunden Zeit hast, die er im Gartenteich verbringt? Das hast du doch nicht alles in der kurzen Zeit herausfinden können?« »Mein Meister hat zweimal einen anderen besucht, der die Sklaven ablehnt, und dort den ganzen Tag verbracht. Jedesmal hat er mich zu Hause gelassen. An den Tagen habe ich mich umgesehen.« »Aber wenn er überraschend zurückgekommen wäre oder dich hätte rufen lassen . . .« In jedem Haus gab es eine Anlage, durch die der Meister seinen Sklaven rufen lassen konnte. Fritz sagte: »Ich hatte mir eine Ausrede überlegt. Natürlich hätte er mich geschlagen, doch daran bin ich gewöhnt.« Auch ich war einmal allein zu Hause gelassen worden, aber ich hatte den Tag damit verbracht, daß ich mich ausruhte und mit den anderen Sklaven im Gemeinschaftsraum unterhielt. Einmal bin ich sogar nach draußen gegangen, aber das Durcheinander von Straßen, Rampen und Pyramiden hatte mich so bedrückt, daß ich umgekehrt war. Mein Schuldgefühl wurde immer größer.

Von den anderen abgesondert, hatten wir uns unterhalten. Aber inzwischen füllte sich der Raum durch von oben, von der Arena kommende Sklaven immer mehr und war schnell überfüllt. Fritz sagte: »Genug für heute. 19, Pyramide 15, im Gemeinschaftsraum gegen Zwei-sieben. Auf Wiedersehen, Will.«

Als er sich zwischen anderen Sklaven verlor, faßte ich einen Entschluß: in Zukunft würde ich meine Aufgabe mit größerer Kühnheit und mit weniger Selbstmitleid erfüllen.

Die Arbeiten, die ich für meinen Meister erledigen mußte, waren nicht gerade ehrenvoll. Ich mußte die Wohnung aufräumen, sein Essen vorbereiten und servieren, sein Bett machen, sein Bad bereiten und ähnliche Dinge. Was das Essen anging, so war es ganz einfach. Die Nahrung des Meisters bestand aus einer Mischung verschiedener Saucen mehrerer Farben (und verschiedenen Geschmacks, vermute ich), die in durchsichtigen Tüten abgepackt waren. Einige mußte ich mit Wasser mischen, aber die meisten wurden so gegessen, wie sie waren. Das Servieren war schwieriger. Die Portionen wurden auf einen dreieckigen Teller gelegt und in einer bestimmten Reihenfolge gegessen. Die Anordnung und die Art, wie sie geschmackvoll aufgelegt wurden, war wichtig. Ich hatte das ziemlich schnell erfaßt und wurde dafür auch gelobt. Es war allerdings schwieriger als es aussah, denn es gab Dutzende verschiedener Muster, die alle gelernt werden mußten.

Mein Meister badete mehrmals am Tage. Trotz der Besuche in einem der Gartenteiche saß mein Meister oft in dem kleinen Becken im Fensterzimmer. Er weichte sich im Wasser ein, so oft er konnte. Sein Privatbad befand sich in dem Zimmer neben seinem Schlafrum. Ein paar Stufen führten hinauf, und das Bad selbst war ein Loch, in dem er völlig untertauchen konnte. Das Wasser mußte besonders heiß sein. Vom Boden aus erhitzt, schlug es Blasen, es kochte. Ich mußte Puder und Öl hineinschütten, die das Wasser färbten und parfümierten. Außerdem mußte ich merkwürdige bürstenähnliche Geräte bereitlegen, mit denen er sich abschrubhte. Auch das Bett stand senkrecht und hatte fast die gleiche Form wie das Bad. Doch statt einiger Stufen führte eine steile, gedrehte Rampe hinauf, und ich keuchte stark, wenn ich oben ankam. Im Bett lag eine Art feuchtes Moos, und ich mußte es jeden Tag herausnehmen und durch neues aus dem Bettschrank ersetzen. Obwohl das Moos leicht aussah, war es ziemlich schwer. Was die Arbeit anbetraf, war das meine schwerste Aufgabe.

Neben dieser und anderen Pflichten mußte ich auch eine weitere Funktion erfüllen, die des Gesellschafters. Außer den wenigen Ereignissen wie Sphärenspiel und andere Formen der Unterhaltung, führten die Meister ein merkwürdig einsames Leben. Zwar besuchten sie sich in ihren Wohnungen, aber nicht oft. Die meiste Zeit verbrachten sie allein. (Selbst in den Gartenteichen sprachen sie nicht viel miteinander, wie ich beobachtete.) Einige ertrugen diese

Einsamkeit leichter als andere. Meinem Meister, fand ich, fiel es schwer. Ein menschlicher Sklave war nicht nur jemand, der die geringen Arbeiten verrichtete, nicht nur ein Zeichen seiner sozialen Position, sondern jemand, der ihm zuhörte. In meinem Heimatdorf hatte die alte Frau Ash sechs Katzen gehabt und die meiste Zeit damit verbracht, auf ihre Katzen einzureden. Ich war die Katze meines Meisters.

Allerdings hatte ich den Vorzug, daß ich eine Katze war, die antworten konnte. Er erzählte mir nicht nur Dinge, die ihn selbst betrafen (ich konnte fast nie verstehen, was er meinte, und ich wußte bis zuletzt nicht, welcher Arbeit er nachging), sondern er stellte auch Fragen. Er war neugierig und wollte wissen, wie mein Leben ausgesehen hatte, bevor ich bei den Wettkämpfen gewonnen hatte und in die Stadt gekommen war. Zuerst war ich wegen seiner Neugierde mißtrauisch, aber ich merkte schnell, daß sie völlig unschuldig war. So erzählte ich ihm von dem Leben, das ich als Sohn eines kleinen Bauern in Tirol geführt hatte, wie ich die Kühe früh am Morgen auf die höher gelegenen Weiden getrieben und sie dort gehütet hatte, bis ich sie zum Melken abends zurückbringen mußte. Ich erfand Brüder und Schwestern, Vettern, Onkel und Tanten, einen ganzen Lebensbereich, den er mir glaubte und an dem er interessiert zu sein schien. Wenn ich frei hatte und in meinem Zimmer auf dem Bett lag, dachte ich über weitere Lügen nach, die ich ihm erzählen konnte. Es war ein richtiger Zeitvertreib. Es war jedenfalls einer gewesen, bis ich merkte, wie wenig ich im Vergleich zu Fritz getan hatte. Aber als ich das Fritz am nächsten Tag bei unserem Treffen im Gemeinschaftsraum erzählte, war er anderer Ansicht. Er sagte: »Du hast ausgesprochenes Glück gehabt. Ich wußte nicht, daß die Meister überhaupt mit uns Sklaven sprechen, außer daß sie Befehle geben. Meiner tut das bestimmt nicht. Er hat mich heute morgen wieder geschlagen, aber er hat es schweigend getan. Ich war derjenige, der Lärm machte. Vielleicht erfährst du auf diese Weise mehr als durch das Erkunden der Stadt.« »Wenn ich Fragen stellen würde, wäre er sicher mißtrauisch. Die Geweihten versuchen nicht in die Wunder der Meister einzudringen.« »Nicht direkte Fragen. Vielleicht kannst du ihn langsam auf das Wichtige hinführen. Du sagst, er erzählt von seinem eigenen Leben, auch wenn er Fragen über das Leben der Menschen stellt?« »Manchmal, aber es ist unverständlich. Er muß ihre eigenen Begriffe verwenden, wenn er über seine Arbeit spricht, dann für die Dinge, die er mir erzählt, daß er unglücklich sei, weil das zootleboot a tsutsutsu zum spiwis geworden war. Deshalb war es nicht möglich, das izdool zum shuchutu zu bekommen. Wenigstens klang es so. Ich habe nichts davon verstanden.« »Wenn du weiter zuhörst, wird es mit der Zeit vielleicht verständlich.«

»Ich will mich bemühen.« »Wahrscheinlich geht es. Du mußt Geduld haben. Ermuntere ihn zu sprechen. Benutzt er die Gasblasen?« Das waren kleine, gummiähnliche Kugeln, die unterhalb der Nasenöffnung der Meister an die Haut gedrückt wurden. Wenn ein Fühler der Meister einen Druck auf sie ausübte, strömte ein rotbrauner Dampf aus, der den Kopf des Meisters umkreiste. Ich antwortete: »Er nimmt eine, manchmal zwei am Tag, aber nur wenn er im Becken des Fensterzimmers steht.« »Die Blase hat wahrscheinlich bei den Meistern die gleiche Wirkung wie Alkohol bei Menschen. Nachdem mein Meister eine Gasblase geatmet hat, schlägt er mich heftiger als sonst. Deiner wird vielleicht mehr reden. Bring ihm eine neue, solange er im Becken ist.« Zweifelnd sagte ich: »Hoffentlich klappt es.« »Du kannst es wenigstens versuchen.« Fritz sah krank und erschöpft aus. Die Striemen auf seinem Rücken bluteten leicht. »Ich will es morgen versuchen«, versprach ich. Ich versuchte es tatsächlich, aber mein Meister winkte ab. Er fragte mich, wie viele Kälber eine Kuh gebär und erwähnte dann, daß das pooshlu stroolgllooped hatte. Ich kam nicht recht voran.

Die Pyramide der Schönheit

Ich hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, von meinem Meister wichtige Informationen zu erhalten, als er mir half, ohne es zu wissen. Er arbeitete - oder was immer er regelmäßig tat - in einer breiten und niedrigen Pyramide, etwa einen Kilometer von seiner Wohnung entfernt. Ich mußte ihn im Wagen dorthin fahren und im Gemeinschaftsraum bei den anderen Sklaven solange warten, bis er wieder nach Hause wollte. Er kam regelmäßig nach zwei Perioden (in menschlicher Zeit etwa 5 Stunden) zurück, und ich nutzte die Zeit, um mich auszuruhen und um zu schlafen, wenn ich konnte. Im anstrengenden Leben der Stadt lernte man schnell, daß es lebenswichtig war, seine Kräfte möglichst zu schonen. In diesem Gemeinschaftsraum gab es Liegen. Sie waren hart und für die vielen täglich versammelten Sklaven längst nicht ausreichend, aber sie stellten einen einzigartigen Luxus dar - die anderen Gemeinschaftsräume hatten keine -, und ich war dafür dankbar. Diesmal hatte ich Glück und bekam noch eine Liege. Ich war gerade beim Einschlafen, als mich jemand am Arm rüttelte. Benommen fragte ich, was denn los wäre. Man sagte mir, in der Rufanlage hätte meine Nummer aufgeleuchtet, mein Meister wollte meine Dienste. Zuerst glaubte ich an einen Trick, um mich von der Liege herunterzulocken, die der andere Sklave wohl selbst gern haben wollte. Aber der andere versicherte mir auf meine Frage, daß es stimmte, und schließlich richtete ich mich auf, um selbst nachzusehen. Tatsächlich, meine Nummer leuchtete im Ruffenster.

Ich nahm meine Maske und sagte: »Ich verstehe überhaupt nicht, daß mein Meister mich braucht, es sind doch erst

drei Neuntel vergangen. Es muß ein Irrtum sein.« Der andere hatte meinen Platz auf der Liege eingenommen und lag auf dem Bauch. Er antwortete: »Vielleicht ist es die Krankheit.« - »Was für eine Krankheit?« »Ab und zu fühlen sich die Meister nicht wohl. Sie bleiben dann zwei, drei Tage oder noch länger zu Hause. Bei den Meistern mit Braun in der Haut, wie bei deinem, geschieht es übrigens häufiger als bei den anderen.«

Jetzt fiel mir ein, daß ich am Morgen etwas bemerkt hatte: Seine Haut war dunkler als sonst gewesen. Als ich in den großen Raum gekommen war und die übliche demütige Verbeugung gemacht hatte, war mir aufgefallen, daß das Braun in seiner Haut wesentlich stärker hervortrat als sonst. Obwohl er versuchte, seine Fühler ruhig zu halten, zitterten sie leicht. Als ich aus dem Gemeinschaftsraum heraustrat, befahl mir mein Meister, ihn nach Hause zu fahren, und ich gehorchte. Ich dachte an menschliche Krankheiten und nahm an, er werde ins Bett gehen wollen. Mir war das gar nicht recht, denn ich hatte sein Moos noch nicht gewechselt. Aber er ging ins Fensterzimmer, hockte sich in das Wasserbecken und verharrte dort bewegungslos und ohne ein Wort zu sprechen. Ich fragte, ob er irgendwas bräuchte, bekam aber keine Antwort. Deshalb ging ich in sein Schlafzimmer und machte mich an die Arbeit. Ich war gerade fertig und legte das gebrauchte Moos in ein Regal, in dem es automatisch vernichtet wurde, als es klingelte. Der Meister saß noch immer im Wasser und sagte: »Junge, bring mir eine Gasblase.« Ich tat, was er verlangte, und sah zu, wie er die ballonförmige Blase zwischen Mund und Nase hielt und mit den Fühlern preßte. Ein rötlich-brauner Nebel quoll dick aus dem Behälter und stieg langsam auf. Der Meister atmete tief ein. Er inhalierte in kurzen Abständen, bis die Blase leer war. Dann stieß er sie weg, ich mußte den leeren Behälter aufheben und eine neue Gasblase holen. Das war ungewöhnlich. Er verbrauchte auch die zweite, und ich mußte ihm eine dritte holen. Kurz darauf begann er zu sprechen.

Zuerst verstand ich nicht viel davon. Ich merkte nur, daß er über die Krankheit sprach. Er redete vom Fluch der Skloodzi, das war wohl der Name seiner Familie oder Rasse, vielleicht bezeichneten sich auch die Meister selbst so. Er sprach auch viel vom Bösen, ich wußte nicht genau, ob er sich selbst oder die Meister im allgemeinen damit meinte. Obwohl er die Schlechtigkeit beklagte, war doch herauszuhören, daß er es mit einer gewissen Befriedigung tat. Die Krankheit war eine Strafe für die Bosheit und mußte deshalb geduldig ertragen werden. Mit seinem unteren Fühler stieß er die leere Gasblase von sich und befahl mir, eine vierte zu holen und mich zu beeilen.

Die Gasblasen wurden im Vorratsraum aufbewahrt, und ich ging los, um eine zu holen. Als ich zurückkam, stand er neben dem Wasserbecken und sagte mit unnatürlich verzerrter Stimme: »Ich habe dir befohlen, dich mehr zu beeilen!« Zwei der Fühler ergriffen mich, hoben mich hoch und hielten mich so, wie ich eine kleine Katze hätte halten können. Seit unserem ersten Zusammentreffen am Platz der Auswahl hatte er mich nicht mehr berührt, deshalb war ich tief erschrocken. Der Schreck wich schnell einem brennenden Schmerz. Der dritte Fühler zischte durch die Luft und klatschte auf meinen Rücken. Ich hatte das Gefühl, mit einem schweren Tauende geschlagen zu werden und stemmte mich gegen den Griff der beiden anderen Fühler. Aber es war umsonst. Schlag auf Schlag sauste auf mich nieder. Ich dachte, er würde mir die Rippen, vielleicht sogar das Rückgrat brechen. Fritz hatte erzählt, daß er bei solchen Gelegenheiten laut schrie, weil er wußte, daß sein Meister ihn schreien hören wollte. Sicher war es auch für mich besser, wenn ich vor Schmerzen brüllte, aber ich wollte nicht. Ich zog die Unterlippe zwischen die Zähne und biß sie mir blutig, aber ich schrie nicht. Mein Meister schlug weiter. Ich versuchte erst gar nicht, die Schläge zu zählen, es waren zu viele. Dann spürte ich ein Brausen in den Ohren und dann nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden. Ich bewegte mich vorsichtig, und sofort war der Schmerz wieder da: Mein Körper schien eine einzige offene Wunde zu sein. Ich zwang mich aufzustehen. Soweit ich feststellen konnte, hatte ich nichts gebrochen. Ich sah mich nach dem Meister um, er saß wieder im Wasserbecken, schweigend und bewegungslos.

Ich war gedemütigt, wütend, und mir tat alles weh. Ich humpelte aus dem Zimmer und ging um die Ecke zu meinem Refugium. Als ich durch die Luftschleuse hindurch war, riß ich mir die Maske vom Kopf, trocknete den Schweiß ab und quälte mich die Leiter hinauf zu meinem Bett. Mir fiel ein, daß ich die übliche Verbeugung vergessen hatte, als ich das Fensterzimmer verließ. Sicher, ich hatte in dem Augenblick nicht gerade Verehrung für den Meister empfunden, aber darauf kam es nicht an. Es war wichtig, die Geweihten in allen Einzelheiten nachzuahmen. Ich hatte einen Fehler gemacht, und es konnte eine recht gefährliche Nachlässigkeit gewesen sein. Als ich mir das überlegte, läutete die Glocke. Ich zuckte zusammen. Mein Meister brauchte mich schon wieder.

Müde kletterte ich die Leiter hinunter, setzte meine Maske auf und verließ meine Zufluchtsstätte. Ich war verwirrt und fürchtete mich vor dem, was kommen würde. Sicher hatte ich neue Schläge zu erwarten, und ich wußte nicht, wie ich sie diesmal ertragen würde. Selbst das Gehen tat weh. Darauf, was dann wirklich im Fensterzimmer geschah, war ich völlig unvorbereitet. Der Meister hockte nicht mehr im Wasser, sondern stand neben dem Eingang. Ein Fühler ergriff mich und hob mich hoch. Aber statt des erwarteten Schlages - ich machte mich schon etwas steif - begann der zweite Fühler, mich sanft zu streicheln, indem er an meinem zerschundenen Rippen entlangglitt. Ich war wie ein kleines Kätzchen, das nun, nachdem es geprügelt worden war, liebkost wurde. Der Meister sagte: »Du bist ein merkwürdiger Junge.« Ich antwortete nichts. Der Meister hielt mich in einer seltsamen Haltung in die Luft. Mein Kopf hing tiefer als der Körper. Der Meister fuhr fort: »Du hast nicht geschrien wie die anderen. Du bist ein

seltsamer Mensch. Ich habe es gleich am ersten Tag am Platz der Auswahl gemerkt.«

Ich erstarrte vor Schreck. Ich hatte nicht bedacht - obwohl ich es hätte tun müssen -, daß die natürliche Reaktion der Geweihten ein lautes Schreien war, wenn sie geschlagen wurden. Fritz hatte das gespürt und sich entsprechend verhalten, aber ich hatte aus dummem Trotz und Stolz die Zähne zusammengebissen, und dann auch noch die vorgeschriebene Verbeugung vergessen. Ich fürchtete, daß der Meister als nächstes die Kappe untersuchen würde - der obere Teil der Maske war weich, und er konnte mit einem Fühler alles abtasten. Wenn er es tat, dann würde er den Unterschied meiner Kappe zu den anderen, die mit dem Kopf verwachsen waren, feststellen. Und dann . . . Aber er setzte mich nur sanft ab. Etwas verspätet machte ich meine tiefe Verbeugung. Weil ich steif war und Schmerzen hatte, verlor ich fast das Gleichgewicht. Der Meister stützte mich und fragte: »Was ist Freundschaft, Junge?« »Freundschaft, Meister?«

»Wir haben hier in der Stadt ein Archiv, in dem Dinge - ihr nennt sie Bücher - aufbewahrt werden. Da mich eure Rasse interessiert, habe ich ein paar davon gelesen. Einige der Bücher enthalten Lügen, aber auch darin ist stets ein Körnchen Wahrheit. Freundschaft ist das eine, von dem sie immer wieder erzählen. Eine enge Gemeinschaft zweier Wesen - für uns Meister ist das eine seltsame Vorstellung. Sag mir, Junge - in deinem Leben, bevor du zu dem Dienst ausgewählt wurdest, hattest du da auch so etwas? Einen Freund?« Ich zögerte und sagte dann: »Ja, Meister!« - »Erzähle!« Ich berichtete von meinem Vetter Jack, der mein bester Freund gewesen war, bis er geweiht wurde. Natürlich veränderte ich die Einzelheiten ein wenig, so daß alles dem Leben, das ich in den Tiroler Bergen angeblich geführt hatte, entsprach. Aber ich beschrieb, wie wir zusammen verschiedene Dinge unternommen hatten, und ich erzählte auch von dem Schuppen, den wir uns außerhalb des Dorfes eingerichtet hatten. Der Meister hörte aufmerksam zu. Schließlich sagte er: »Zwischen dir und dem anderen menschlichen Wesen gab es eine Verbindung - eine freiwillige Verbindung, die nicht durch den Zwang der Umstände entstand . . . Ihr wolltet möglichst oft zusammensein, miteinander reden. Ist das richtig?« »Ja, Meister.«

»Und so etwas geschieht oft?«

»Ja, Meister, es ist eine ganz natürliche Angelegenheit.« Er schwieg nachdenklich. Eine Zeitlang stand er völlig ruhig da, und schließlich fragte ich mich, ob er mich etwa vergessen hatte - das war schon mehrmals geschehen - und ich mich verabschieden sollte. Ich durfte nur nicht wieder vergessen, mich zu verneigen. Mitten in diese Überlegung hinein begann er wieder zu sprechen: »Ein Hund! Ist das nicht ein kleines Tier, das mit den Menschen lebt?«

»Einige tun das, Meister, es gibt aber auch verwilderte Hunde.« »In einem der Bücher habe ich gelesen: »Sein einziger Freund war sein Hund.« Ist das möglich?« »So etwas gibt es, Meister.« »Ja«, antwortete er, »das habe ich mir gedacht.« Seine Fühler beschrieben einen engen Bogen in der Luft. Ich wußte, daß diese Geste seine Zufriedenheit ausdrückte. Dann schlang er einen Fühler sanft um meine Hüfte. »Junge«, sagte mein Meister, »du wirst mein Freund sein.« Vor Überraschung konnte ich kaum denken. Ich hatte alles falsch verstanden. In den Augen des Meisters war ich nicht das Kätzchen, ich war sein Schoßhund. Als ich Fritz nach einiger Zeit traf und ihm alles erzählte, erwartete ich, daß er es komisch finden würde. Aber er wurde ganz ernst und sagte: »Will, das ist ja großartig!« »Was ist daran so großartig?« »Zuerst kamen uns die Meister alle gleich vor - ihnen geht es wohl mit den Menschen genauso. Aber in Wirklichkeit sind sie doch verschieden. Meiner ist auf seine Art seltsam, deiner auf eine andere. Aber die Merkwürdigkeit deines Meisters kann uns vielleicht wichtige Informationen liefern, während es bei meinem« - er lächelte krampfhaft - »nur eine qualvolle Erfahrung ist.« »Ich traue mich noch immer nicht, nach Dingen zu fragen, die einen Geweihten nie interessieren würden.« »Ich weiß nicht recht. Als er dich schlug, hättest du schreien müssen. Aber gerade weil du es nicht getan hast, wurde er neugierig. Schon ehe er dir sagte, du solltest sein Freund sein, hatte er gemerkt, daß du anders bist. Sie sind nicht gewöhnt, freien Menschen zu begegnen, und sie kämen sicher nicht auf den Gedanken, einen Menschen für gefährlich zu halten. Ich glaube, du kannst ihn ruhig fragen, solange du die Fragen allgemein hältst und im rechten Augenblick die achtungsvolle Verbeugung machst.« »Vielleicht hast du recht.« »Es wäre zum Beispiel wichtig, herauszufinden, wo sich das Bucharchiv befindet. Die Geweihten mußten zwar die Bücher, die das Wissen der Vorfahren weitergaben, vernichten, aber ich glaube, die Meister hier in der Stadt haben alle aufgehoben.« »Ich will versuchen, das herauszufinden.« »Sei vorsichtig!« warnte er. »Deine Aufgabe ist nicht gerade leicht.« Er glaubte - ich spürte es genau -, ich würde die Aufgabe schlechter machen, als er es hätte tun können, und insgeheim mußte ich ihm zustimmen. Wo ich empfindlich und stolz reagierte, war er von einer wachsamten Ausdauer. Er sah krank aus und war an diesem Morgen wieder hart geschlagen worden. Sein Meister benutzte eine Peitsche, deren Zeichen auf der Haut nach etwa zwei Tagen verblaßten, aber die Striemen auf seinem Rücken waren frisch. Ein- oder zweimal war er wie ich mit dem Fühler geschlagen worden. Obwohl es später noch lange schmerzte, sagte er, die Schläge selbst täten lange nicht so weh, wie die mit der Peitsche. Mich schauderte bei dem Gedanken, wie das sein mußte. Danach erzählte mir Fritz von seinen Entdeckungen, die er in der letzten Zeit gemacht hatte. Die wichtigste war, daß er eine Pyramide gefunden hatte, an deren Wänden Karten mit Sternbildern hingen. Die Meister konnten die Sterne sogar bewegen. In der gleichen Pyramide hatte er auch einen riesigen Globus gesehen - er war fast so hoch wie Fritz -, der sich auf einer schräg gestellten Achse um sich selbst drehte. Der Globus war mit Landkarten bedeckt. Obwohl

er nicht neugierig erscheinen wollte, hatte er auf dem Globus Bekanntes entdeckt: das Meer, das Henry und ich überquert hatten, weiter im Süden waren die Weißen Berge eingezeichnet, und den großen Fluß, auf dem die »Erlkönig« gefahren war, hatte er auch gefunden. Etwa an der Stelle, wo er die Stadt der Meister vermutete, hatte ein großer goldener Knopf gesteckt. Er mußte die genaue Lage der Stadt markieren!

Soweit er in der kurzen Zeit feststellen konnte, gab es auf dem Globus noch zwei weitere goldene Knöpfe, beide sehr viel südlicher als der erste und beide weit voneinander entfernt. Der eine war im Osten, am Ende eines großen Kontinents, der zweite befand sich auf einer schmalen Landbrücke im Westen, die zwei Kontinente miteinander verband. Auch sie gaben sicherlich die Positionen von weiteren Städten der Meister an. Das bedeutete, daß die Erde von drei Städten aus beherrscht wurde. In diesem Augenblick war ein Meister in den Raum gekommen, und Fritz mußte weitergehen und so tun, als sei er auf einem Botengang. Aber er wollte wieder zurückkommen und sich die Lage der Städte genauer einprägen.

Ich konnte noch immer nichts berichten, außer, daß ich nun der Schoßhund meines Meisters sein sollte. Fritz fand meine Aufgabe nicht leicht. Auf eine Weise stimmte das, aber sein Los war unvergleichlich schwerer - und er war derjenige, der wenigstens ein paar Ergebnisse aufweisen konnte. Die Krankheit meines Meisters hielt einige Tage an. Wir fuhren nicht zu seinem Arbeitsplatz, und er verbrachte die meiste Zeit im Wasserbecken des Fensterzimmers. Er verbrauchte viele Gasblasen, aber er schlug mich nicht mehr. Ab und zu kam er aus dem Wasser, hob mich auf, streichelte mich und redete auf mich ein. Vieles war unverständlich, vor allem wenn er über seine Arbeit sprach, aber einiges konnte ich enträtseln. Eines Tages, als draußen die grüne Dämmerung schon dichter wurde und die fahle Sonnenscheibe über der Kuppel nach Westen verschwand, merkte ich, daß er über die Eroberung der Erde durch die Meister sprach.

Sie waren in einem riesigen Schiff gekommen, das die Leere zwischen den Welten und die noch größere zwischen den Sternen, die die Welten erwärmten, überwinden konnte. Das Schiff flog mit unvorstellbarer Geschwindigkeit, fast so schnell wie das Licht der Sonne, sagte er, und trotzdem hatte die Reise viele Jahre lang gedauert. (Jetzt wurde mir klar, daß die Meister unendlich viel länger lebten als wir, denn mein Meister hatte die Reise mitgemacht und lebte seitdem hier auf der Erde.) Es war eine Erkundungsreise gewesen. Sie sollten Welten suchen, die ihre Rasse erobern und besiedeln konnte. Die Expedition hatte viele Rückschläge und Enttäuschungen erlebt. Nicht um alle Sterne kreisten Planeten, und dort, wo es welche gab, waren die Welten aus verschiedenen Gründen unbrauchbar. Die Welt, von der die Meister kamen, war wesentlich größer und wärmer als die Erde. Da sie größer war, wog alles schwerer. Die Meister hatten Welten gefunden, die für ihre Zwecke zu klein waren, andere zu groß, manche zu kalt - sie waren zu weit von der Zentralsonne entfernt gewesen -, andere wieder zu heiß. Von den zehn Planeten, die unsere Sonne umkreisen, schien ihnen die Erde der einzige, einigermaßen geeignete Planet. Zwar war die Atmosphäre für die Meister giftig und die Schwerkraft zu gering, aber sie hielten die Erde für wert, erobert zu werden. Sie schwenkten auf eine stabile Erdumlaufbahn ein - so wie der Mond die Erde umkreist. Die Meister beobachteten die Erde, die sie überfallen wollten. Die Vorfahren hatten wunderbare Geräte, mit deren Hilfe sie über weite Entfernungen miteinander sprechen und sogar Bilder senden konnten. Aus sicherer Entfernung, aus der das Schiff nicht entdeckt werden konnte, hörten die Meister zu und betrachteten die Bilder. Viele Jahre lang blieben sie auf ihrer Umlaufbahn und schickten gelegentlich kleinere Schiffe näher zur Erde, die alle Dinge genauer betrachten und untersuchen sollten, die auf den Fernbildern nicht deutlich zu sehen waren. (Ein paar der Vorfahren, erzählte mein Meister, meldeten, daß sie die Schiffe gesehen hätten, aber die anderen Menschen glaubten ihnen nicht. Bei den Meistern hätte das nicht passieren können, aber die Menschen hatten die Eigenschaft, die sie Lügen nannten. Sie erzählten von Ereignissen, die nie geschehen waren. Deshalb vertrauten sie sich nicht.)

Die Meister vermuteten schon früh, daß die Menschen durchaus ernst zu nehmende Gegner sein könnten. Die Erdbewohner beherrschten alle diese Wunder wie die Fernbilder. Die großen Städte befanden sich auf dem Gipfel ihres Ruhmes und ihrer Macht. Die Menschen besaßen dazu noch andere Dinge. Sie hatten schon damit begonnen, Schiffe zu bauen, die sie durch die Leere fahren sollten. Noch gab es nichts Vergleichbares mit dem Schiff der Meister, aber sie hatten damit angefangen und lernten ungeheuer schnell. Und vor allem hatten sie Waffen. Eine davon - soviel verstand ich - besaß Ähnlichkeit mit den Eiseneiern, die Bohnenstange damals im Tunnel unter der großen Stadt der Vorfahren gefunden hatte. Aber die Wirkung war gewaltiger, sie hatte im Vergleich zu den Eiseneiern die Kraft eines Bullen, verglichen mit der einer Ameise. Der Meister erzählte mir, daß die Rieseneier ein Gebiet von vielen Kilometern Durchmesser verbrennen und zerstören konnten. Wären die Meister mit ihrem Schiff gelandet und hätten sie einen Brückenkopf gebildet, sie wären mit Sicherheit vernichtet worden. Sie mußten eine andere Methode anwenden. In einem Forschungsbereich - der Kenntnis und Kontrolle von Gedanken - waren sie noch weiter fortgeschritten als in der Weltraumfahrt.

Auf unserer Flucht zu den Weißen Bergen hatten sie damals unter meinem Arm einen Knopf angebracht, mit dessen Hilfe sie unsere Spur verfolgten. Henry hatte behauptet, ich müsse etwas davon gewußt haben, aber Bohnenstange erzählte von einem Mann im Zirkus, der Leute einschläfern konnte und ihnen dann Befehle gab, die sie später auch ausführten. Ich hatte selbst solch einen Mann auf dem Jahrmarkt in Wherton gesehen.

Diese Kunst beherrschten die Meister in höchster Vollendung. Sie konnten sogar Menschen ohne die Kappen einschlafen lassen, und wenn diese erwachten, gehorchten sie eine Zeitlang ihren Befehlen. Das Problem war, die Menschen in eine Lage zu bringen, die es den Meistern ermöglichte, ihre Macht auszuüben. Man kann eben das Kaninchen erst dann braten, wenn man es gefangen hat.

Die Meister überlisteten die Vorfahren mit deren eigener technischer Errungenschaft, den Fernsehbildern. Die Bilder wurden auf unsichtbaren Wellen durch die Luft gesendet und in Millionen von Häusern auf der ganzen Welt eingefangen. Die Meister schafften es, diese Wellen schon am Sender zu neutralisieren und Bilder auszusenden, die sie selbst wünschten. Mit diesen neuen Bildern sandten sie Strahlen aus, die den Geist der Menschen für ihre hypnotischen Kräfte empfänglich machten. Die Menschen sahen sich die Bilder an, und die Bilder ließen sie einschlafen. Sobald sie schliefen, bekamen sie Befehle.

Die Wirkung dieser Kontrolle ließ, wie gesagt, nach einiger Zeit wieder nach. Aber die Meister nutzten die wenigen Tage, die sie zur Verfügung hatten, gut aus. Hunderte kleiner Raumschiffe landeten auf der Erde, und wie befohlen, versammelten sich dort die Menschen. Dort wurden ihnen die Kappen aufgesetzt, zuerst von den Meistern selbst, später von Menschen, die schon Kappen trugen. Auf diese Weise ließ sich der Vorgang der Unterwerfung beschleunigen. Die Hauptsache war, daß genügend Kappen vorbereitet waren. Die Meister hatten alles sorgfältig geplant und die Kappen in ausreichender Zahl hergestellt. Als diejenigen, die die Bilder nicht gesehen hatten, merkten, daß etwas Ungeheuerliches vor sich ging, war es schon fast zu spät, etwas dagegen zu unternehmen. Es gab diese Menschen nur vereinzelt, und sie waren isoliert, während die anderen den Befehlen der Meister gehorchten und gemeinsam nur ein Ziel verfolgten. Als die Wirkung der Fernsehbilder nachließ, trugen schon so viele Menschen die Kappen, daß die Meister nur noch verstreuten und ungeordneten Widerstand brechen mußten, denn als erstes hatten die Kappentragenden die Schaltzentralen besetzt, in denen die mächtigen Waffen der Vorfahren unter Kontrolle gehalten wurden. So konnte das Mutterschiff der Meister landen und den ersten Stützpunkt auf der Erde errichten. Aber damit war noch nicht alles zu Ende, wie mir der Meister erzählte. Noch leisteten einige Widerstand. Große Schiffe fuhren auf den Weltmeeren, manche sogar unter Wasser. Schiffe dieser Art blieben noch eine Zeitlang frei, und sie besaßen Waffen, mit denen sie fast jeden Punkt auf der Erde treffen konnten. Die Meister mußten sie aufspüren und zerstören. Eines dieser Unterwasserschiffe bewahrte sich über ein Jahr lang die Freiheit und schaffte es, die Lage des Hauptstützpunktes der Meister zu ermitteln. Darauf schickte es eine dieser Bomben durch die Luft und verfehlte das Ziel nur knapp. Aber durch diesen Schuß hatte es seine Position verraten, und die Meister konnten eine ähnliche Waffe benutzen und das Schiff versenken.

Auf dem Land gab es jahrelang vereinzelt Kämpfe, aber der Widerstand wurde immer schwächer, denn die Zahl der Unterworfenen nahm ständig zu und die der freien Menschen ab. Die Dreibeiner stampften über die Erde und führten ihre Gefolgschaft gegen Gruppen der Widerständler, die nur schwache Waffen besaßen. Am Ende war Ruhe. Ich sagte: »Jetzt sind alle Menschen glücklich, weil die Meister sie regieren und ihnen helfen, jetzt gibt es keine Kriege und Verbrechen mehr.« Das war ein erwarteter Kommentar, und ich legte so viel Begeisterung in meine Worte, wie ich konnte. Der Meister antwortete: »Nicht ganz. Im letzten Jahr wurde ein Dreibeiner angegriffen, und die Meister, die darin saßen, starben, als die giftige Luft eindrang.« Mit allen Zeichen des Entsetzens sagte ich: »Wer konnte nur so etwas tun?« Mit einem Fühler bespritzte er sich mit Wasser aus dem Bassin und fragte: »Hast du die Meister, ehe du geweiht wurdest, auch so geliebt wie jetzt?«

»Aber natürlich, Meister«, ich zögerte. »Vielleicht nicht ganz so, die Kappe macht es leichter.«

Zustimmend schwang er einen Fühler. »Die Kappen werden erst dann aufgesetzt, wenn der Schädel fast ausgewachsen ist. Einige der Meister sind jedoch dafür, es früher zu tun, denn manche Menschen fangen ein oder zwei Jahre vor ihrer Weihe an, zu rebellieren und gegen die Meister zu arbeiten. Wir wußten das, doch wir hielten es nicht für wichtig, denn die Kappe brachte sie wieder unter Kontrolle. Aber es waren solche Jungen, die alte, noch funktionierende Waffen fanden. Durch Zufall wandten sie eine davon gegen einen Dreibeiner an und töteten vier Meister.«

Ich vermutete, daß vier die normale Besatzung eines Tripoden war, zeigte großes Entsetzen und sagte leidenschaftlich: »Dann müssen die Menschen selbstverständlich früher geweiht werden!«

»Ja«, sagte der Meister, »das wird geschehen. Das bedeutet natürlich, daß die Geweihten früher sterben werden und im Schädel ständig Schmerzen haben, denn die Kappen werden die Köpfe fester umklammern. Aber es wäre unklug, das geringste Risiko einzugehen.« Ich sagte: »Die Meister dürfen nicht in Gefahr gebracht werden.« »Andererseits gibt es ein paar Meister, die der Meinung sind, es sei nicht mehr so wichtig, denn wir seien ja kurz vor der Durchführung eines Planes. Wenn das geschieht, dann brauchen wir sowieso keine Kappen mehr.« Ich wartete, aber er sagte nichts mehr. Mutig fragte ich: »Der Plan, Meister?«

Er antwortete noch immer nicht, und ich wagte es nicht, noch einmal nachzustoßen. Aber nach etwa einer halben Minute sprach er von selbst: »Manchmal habe ich ein schlechtes Gefühl, wenn ich daran denke. Vielleicht ist es die Krankheit, der Fluch der Skloodzi. Was ist gut und was ist böse, Junge?« »Gut sein heißt, den Meistern zu gehorchen.« »Ja«, er zog sich tiefer ins Wasser zurück und schlang seine Fühler um sich. Ich wußte nicht, was diese

Geste bedeutete, ich sah sie zum erstenmal. »Junge, auf eine Weise hast du Glück, daß du die Kappe trägst.« Ich sagte betont: »Ich weiß, daß ich glücklich bin, Meister.« »Ja«, ein Fühler entrollte sich und winkte, »Junge, komm näher.« Ich ging zum Beckenrand. Der Fühler, glatt vom Wasser, streichelte mich, und ich bemühte mich, einen Schauer zu unterdrücken. Er sagte: »Junge, ich freue mich über diese Freundschaft. Man fühlt sich dabei wohl, besonders während der Krankheit. In dem Buch, von dem ich dir erzählt habe, stand, daß der Mensch seinem Hund Leckerbissen schenkte, die der Hund besonders gern mochte. Gibt es etwas, das du gern haben möchtest?« Ich zögerte einen Augenblick und sagte dann: »Ich sehe die Wunder der Stadt gern, Meister. Ich wäre froh, wenn ich mehr davon sehen könnte.«

»Das läßt sich machen.« Der Fühler gab mir einen letzten Klaps, zog sich zurück, und der Meister kam aus dem Wasser heraus. »Ich wünsche jetzt zu essen. Deck mir den Tisch.« Am nächsten Tag war die Krankheit überwunden, und der Meister ging wieder zur Arbeit. Er gab mir ein Instrument, das ich am Handgelenk tragen mußte, und erklärte mir, daß es ein Geräusch wie viele Bienen machen würde, wenn er mich bräuchte. Ich konnte mich überall in der Stadt aufhalten, auf diese Weise wüßte ich, wann ich zu ihm kommen mußte. So war es nicht nötig, daß ich mich ständig im Gemeinschaftsraum aufhielt, ich konnte mich umsehen. Ich war überrascht, daß er sich an meine Bitte erinnerte, aber es kam noch besser. Er nahm mich zu regelrechten Stadtbesichtigungen mit. Manches, was ich sah, war uninteressant, anderes unverständlich - in einer kleinen Pyramide bewegten sich bunte Kugeln in einem langsamen Tanz zur Spitze hinauf und schwebten an den Wänden wieder herab. Was der Meister dabei erklärte, ergab keinen Sinn. Wir besuchten auch eine Reihe von Wassergärten, größere Ausgaben der Gartenbecken. Solche Besuche waren für mich immer langweilig. Ich mußte herumstehen oder sitzen, während er durch das dampfende Wasser watete. Er schwärmte von der Schönheit der Anlagen, und pflichtschuldig bewunderte ich sie, in Wirklichkeit fand ich sie äußerst häßlich.

Eines Tages führte er mich auch in die Pyramide, von der Fritz erzählt hatte. In einem Raum drehte sich der Globus, der von Landkarten bedeckt war, und an den Wänden bewegten sich Sterne vor einem schwarzen Hintergrund, wenn der Meister ein paar Worte in seiner eigenen Sprache in eine Maschine sprach. Es waren Sternkarten, und auf einer zeigte er mir den Stern, von dessen einem Planeten die Meister vor langer, langer Zeit aufgebrochen waren. Ich versuchte mir seine Lage einzuprägen, aber ich konnte mir nicht vorstellen, welchen Sinn es haben sollte. Und dann führte er mich zur Pyramide der Schönheit.

Seit ich in der Stadt war, wunderte ich mich, daß alle Sklaven Jungen waren. Eloise, die Tochter des Grafen de la Tour Rouge, war zur Königin des Turniers gewählt worden und danach - wie sie mir glücklich erzählte - in die Stadt gebracht worden, um den Meistern zu dienen. Ich hatte geglaubt, ihr hier zu begegnen. Einerseits hatte ich ein solches Zusammentreffen herbeigewünscht, gleichzeitig hatte ich aber auch Angst davor. Es wäre zu schrecklich gewesen, sie so ausgemergelt wie die anderen Sklaven zu sehen, ihre Schönheit würde durch das Gewicht und die feuchte Hitze der Stadt zerstört sein. Aber ich hatte keine Mädchen gesehen, und auch Fritz, den ich gefragt hatte, konnte keine Spur von weiblichen Wesen entdecken. An diesem Nachmittag, als ich mühsam neben dem Meister herging und sich der Schweiß unter meinem Kinn sammelte, fand ich sie. Der Ort, zu dem wir gingen, bestand nicht aus einer einzelnen Pyramide, sondern aus einem ganzen Pyramidensystem. Sie waren alle an der Grundfläche miteinander verbunden, ein halbes Dutzend Spitzen ragten um eine Mittelpunktspyramide herum auf. Diese Pyramiden lagen weit von der Wohnung meines Meisters entfernt. Mit dem Wagen brauchten wir zwei Neuntel, das ist etwas mehr als eine halbe Stunde. Ich sah viele Meister herumgehen, nur wenige hatten einen Sklaven bei sich. Wir betraten die erste Pyramide, und vor Überraschung schrie ich beinahe auf. Vor mir lag ein Garten mit irdischen Blumen, die rot, blau, gelb, rosa und weiß leuchteten, in Farben, die ich fast schon vergessen hatte. Schließlich war ich ständig von dem ewigen Dämmerlicht umgeben und sah nur manchmal die eintönig häßlichen Pflanzen in den Gartenbecken. Mir fiel auf, daß ich sie nicht berühren konnte. Durch eine glasartige Masse waren sie vor der Luft der Stadt geschützt. Und es dauerte eine ganze Weile, bis ich noch etwas entdeckte: Alles schien zu leben und war doch tot. Auf dem tiefen Rot einer Rose sah ich den goldenen gestreiften Körper einer Biene. Sie bewegte sich nicht. Als ich überall genauer hinblickte, bemerkte ich noch andere schöne Insekten: Wespen, Schmetterlinge, Käfer - alle leblos. Die Blumen selbst waren steif und tot.

Es war leerer Prunk, eine Ausstellung, die die Meister eingerichtet hatten und in der sie die ursprünglichen Formen des Lebens auf dem Planeten betrachten konnten, den sie erobert hatten. In der Pyramide gab es sogar weißes Licht - anstelle des dämmrigen Grüns -, und die Farben leuchteten in ungebrochener Stärke. Etwas weiter hinten stand ein Wald, Eichhörnchen saßen auf den Zweigen, Vögel hingen bewegungslos in der Luft, ein Bach schimmerte, und am Ufer sah man einen Fischotter mit seiner Beute zwischen den Kiefern.

Alles war starr, tot. Als sich die Wirkung des ersten Wiedererkennen gelegt hatte, wußte ich, dies war nicht die Welt, die ich gekannt hatte, denn meine Welt war lebendig, voller Bewegung und von stets veränderter Schönheit gewesen. Es gab Dutzende solcher gestellter Szenen. Manche waren mir völlig unbekannt. Eine zeigte einen Sumpf, den Gartenbecken der Meister recht ähnlich, in dem merkwürdige Wesen schwammen, die, abgesehen von den aufgerissenen Mäulern, in denen weiße Zähne gefährlich blitzten, wie treibende Baumstämme aussahen. Andere

Szenen wurden gerade von Meistern umgestellt, die Gesichtsmasken aufhatten, denen ähnlich, die wir Sklaven trugen. Mein Meister erzählte, daß man alle Szenen regelmäßig veränderte. Aber im Grunde ersetzen die Tripoden nur ein lebloses Bild durch ein anderes.

Doch der Meister hatte ein bestimmtes Ziel, und auf dem Weg zur Zentralpyramide gingen wir an all diesen Szenen nur vorbei. In einer engen Spirale führte in der Pyramide eine Rampe nach oben, von der verschiedene Stockwerke seitlich abzweigten. Ich ging schleppend hinter meinem Meister her. Wie immer, war ich schon nach einem Marsch von einer Viertelstunde müde, und die Rampe zog sich steil in die Höhe. In das erste Stockwerk gingen wir nicht hinein, aber er führte mich durch eine dreieckige Öffnung in das zweite und sagte: »Junge, schau!«

Ich blickte hin, und der salzige Schweiß auf meinem Gesicht vermischte sich mit den noch salzigeren Tränen - es waren nicht nur Tränen des Kummers, es waren auch Tränen der Wut, ich glaube, eine größere Wut, als ich sie jemals zuvor gefühlt hatte. Der Pfarrer in Wherton hatte einen Raum gehabt, den er Studierzimmer nannte. In diesem Raum stand ein Schrank mit vielen niedrigen Schubladen. Einmal hatte ich einen Botengang für ihn zu besorgen, und er zog die Schübe auf und zeigte mir, was er darin verwahrte. Unter Glas waren dort ganze Reihen von Schmetterlingen auf kleine Nadeln aufgespießt, die bunten Flügel weit ausgebreitet. Daran mußte ich denken, als ich sah, was hier ausgestellt wurde. In langen Reihen standen durchsichtige Särge, und in jedem lag ein Mädchen in seinem besten Kleid.

Der Meister sagte: »Das sind weibliche Exemplare der Menschen, die in die Stadt gebracht wurden. Eure Rasse hat sie selbst wegen ihrer Schönheit ausgewählt. Von den Meistern, die diese Ausstellung betreuen, werden sie noch einmal ausgesucht. Ab und zu sind ein paar Ausfälle darunter, aber die wirklichen Schönheiten werden hier für immer konserviert, und die Meister werden sie lange nach Durchführung des Plans noch bewundern.« Ich war so voller Haß und Abscheu, daß ich die rätselhafte

Bemerkung über den Plan fast überhörte. Wenn ich doch bloß eines dieser eisernen Eier hätte, die wir in der großen Stadt gefunden hatten ... Er wiederholte: »Die Meister werden sie immer bewundern. Ist

das nicht herrlich, Junge?« Gequält antwortete ich: »Ja, Meister, das ist herrlich!« »Es ist schon eine lange Zeit her, daß ich sie mir angeschaut habe. Komm, Junge, hier entlang. In dieser Reihe sind besonders schöne Exemplare.

Manchmal zweifle ich daran, ob es die Bestimmung unserer Rasse ist, sich über das Weltall auszubreiten und es zu beherrschen, aber wir erkennen und schätzen wenigstens die Schönheit. Wir konservieren die schönsten Dinge aller Welten, die wir erobern und besiedeln.« Ich antwortete: »Ja, Meister.« Ich habe gesagt, daß ich Eloise in der Stadt

finden wollte und daß ich diesen Moment gleichzeitig fürchtete. An diesem gräßlichen Ort hatte sich der Wunsch und zugleich die Furcht vertausendfacht. Hastig wanderten meine Augen die Reihen entlang, um das zu finden, von dem sie sich nur in Abscheu und Trauer abwenden würden. »Diese hier haben alle rotes Haar«, erklärte der Meister.

»In deiner Rasse ist das ziemlich ungewöhnlich. Achte mal darauf, wie sie hier nach Farbtönen, vom hellen bis zum tiefsten Rot angeordnet sind. Ich sehe, seit meinem letzten Besuch sind zwei neue Schattierungen dazugekommen.«

Ich suchte nicht nach rotem Haar, sondern nach schwarzem -schwarzem Haar, das ich nur einmal gesehen hatte, als dichten Haarwuchs, der durch das silberne Geflecht der Kappe wucherte, als ich ihr den Turban im Spiel

weggerissen hatte, damals im Garten zwischen dem Schloß und dem Fluß. »Willst du weitergehen, oder hast du genug gesehen?« »Ich möchte gern weitergehen, Meister!« Der Meister gab einen kleinen Summton von sich. Das

war ein Zeichen seiner Zufriedenheit. Ich glaube, er freute sich, seinem Sklavenfreund einen Gefallen tun zu können. Er führte mich den Weg entlang, ich folgte ihm, und endlich fand ich sie. Sie hatte ihr einfaches blaues, mit weißer

Spitze gesäumtes Kleid an, das sie auch beim Turnier getragen hatte, als die Schwerter aller Ritter aufblitzten und alle ihr als Königin des Festes zujubelten. Ihre braunen Augen waren geschlossen, aber die elfenbeinfarbene Haut ihres schmalen ovalen Gesichtes war mit einem feinen Rosa angehaucht. Hätte sie nicht in diesem sargähnlichen Kasten neben Hunderten anderer gelegen, ich hätte geglaubt, sie schlief. Ihr Kopf war ohne Krone und Turban, in den Wochen, die dem Zwischenfall in dem Garten gefolgt waren, war ihr Haar gewachsen. Ich betrachtete ihre weichen Locken. Sie bedeckten die Kappe, die sie auf dem Kopf trug, konnten sie aber nicht ganz verbergen. Diese Kappe war schuld, daß sie froh und glücklich zu dieser entsetzlichen letzten Ruhestätte gegangen war.

»Das ist auch ein schönes Exemplar«, sagte der Meister. »Junge, hast du nun genug gesehen?« »Ja, Meister«, antwortete ich, »ich habe genug gesehen.«

Ein Schlag aus Verzweiflung

Tage und Wochen vergingen. Wir lebten im ständigen grünen Dämmerlicht. Nur manchmal schien es etwas fahler als gewöhnlich, und dann wußte man, daß draußen ein schöner Sommertag war und die Sonne hoch vom blauen Himmel brannte. In der Stadt selbst konnte man nur eine kleine helle Scheibe sehen, wenn die Sonne im Zenit stand, einen kleinen hellgrünen Kreis. Aber die Hitze änderte sich nicht, und auch die unheimliche Schwere des eigenen

Körpers blieb. Tag für Tag schwanden die Kräfte durch die Hitze und das drückende Gewicht dahin. Jeden Abend legte ich mich dankbarer auf mein hartes Bett, und jeden Morgen kostete es eine zunehmende Anstrengung, wieder aufzustehen. Es half mir wenig, daß mein Meister eine immer größer werdende Zuneigung zu mir faßte. Seine Liebkosungen, zunächst Waren sie selten, wurden zu einer täglichen Übung, und ich mußte sie schließlich mit etwas ähnlichem erwidern. Über seinem hinteren Fühler war auf dem Rücken eine kleine Stelle, die ich ihm oft reiben und kratzen mußte. Er gab dann immer an, wie fest ich drücken sollte, und dirigierte mich zu Punkten etwas höher oder tiefer. Auf seiner harten Haut schabte ich mir die Fingernägel ab, aber er konnte nie genug bekommen. Schließlich fand ich ein geeignetes Instrument - ein Ding, das wie eine Bürste wirkte und merkwürdig aussah -, das bei ihm den gleichen wohligen Effekt hervorrief. Auf diese Weise schonte ich zwar meine Fingernägel, nicht aber die Muskeln meines rechten Armes, denn der Meister verlangte ständig nach längerem Kratzen.

Als ich eines Tages wieder damit beschäftigt war, rutschte ich aus, sein Körper drehte sich zur selben Zeit halb um, und die Bürste strich ganz leicht über seine Vorderseite zwischen Mund und Nase. Das Ergebnis war erschreckend. Er stieß einen laut heulenden Schrei aus. Im nächsten Augenblick wurde ich durch eine Reflexbewegung seiner beiden anderen Fühler zu Boden geworfen und lag halb betäubt auf dem Rücken. Seine Fühler griffen nach mir, und ich war sicher, daß ich wieder einmal Schläge bekommen würde, aber er stellte mich nur auf die Füße. Die heftige Bewegung war nur eine instinktive Handlung zur Verteidigung gewesen. Die Stelle zwischen den beiden Öffnungen - Mund und Nase - war, wie der Meister mir erklärte, besonders empfindlich. Ich müsse darauf achten, sie nie zu berühren. Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort, daß ein Meister durch einen Schlag auf diesen Punkt sogar getötet werden könnte.

Ich sah so erschreckt und zerknirscht aus, wie ein unterwürfiger Sklave in dieser Situation aussehen sollte. Ich begann, ihn wieder an der richtigen Stelle zu kratzen, und er war bald besänftigt. Die lederartigen Fühler schlangen sich wie ein liebevoller Krake um mich. Nach einer halben Stunde durfte ich mich in meinen Wohnbereich zurückziehen und beeilte mich, dorthin zu kommen. Obwohl ich sehr müde war, trug ich noch vor dem Hinlegen diese neue Erkenntnis in das Tagebuch, das ich führte, ein.

Das führte ich schon eine ganze Zeitlang durch. Wenn immer ich etwas Neues erfuhr, so belanglos es auch scheinen mochte, schrieb ich es auf. Das war sicherer, als sich auf sein Gedächtnis zu verlassen. Mir war noch nicht klar, wie ich entweder das Tagebuch oder mich selbst aus der Stadt herausbringen sollte, aber es war wichtig, immer neue Informationen zu sammeln. Wegen des Tagebuchs war ich auf meine Pffiffigkeit richtig stolz. Einer der Gefallen, die mein Meister mir tat, war, mich zu der Pyramide zu führen, in der die Bücher der Vorfahren aufbewahrt wurden. Er erlaubte mir, ein paar Romane mit nach Hause zu nehmen, damit ich in meiner Freizeit lesen konnte. Ich fand heraus, daß sich eine schwarze Flüssigkeit, die ich zur Essenszubereitung für den Meister brauchte, als Tinte verwenden ließ, und hatte mir selbst eine primitive Schreibfeder gebastelt. Das Schreiben war damit nicht einfach, aber ich kritzelte in einem Roman meine Notizen an den Rand. Ich brauchte mich auch nicht davor zu fürchten, daß mein Meister dies entdeckte. Er konnte nicht in mein Zimmer gehen, da ihm in der menschlichen Luft das Atmen unmöglich war. Obwohl ich ein Tagebuch führte, berichtete ich Fritz alles, was ich erfuhr, und er gab jede Information, die er gesammelt hatte, an mich weiter. Aber die Stadt und vor allem die Behandlung durch seinen Meister forderten ihm einen hohen Tribut ab. Einmal traf ich ihn mehrere Tage lang nicht. Zweimal ging ich zur Pyramide, in der sein Meister wohnte, und befragte die Sklaven im Gemeinschaftsraum. Beim ersten Mal zog ich eine Niete, aber beim zweiten Mal erzählten sie mir, daß Fritz in das Krankenhaus für Sklaven aufgenommen worden war. Ich fragte, wo ich das Spital finden könnte, und sie erklärten es mir. Aber es war schon spät geworden, um noch am gleichen Tag hinzugehen. Ich mußte bis zur nächsten Arbeitsperiode meines Meisters warten.

Das Krankenhaus lag in einem Stadtviertel, in dem sich sonst nur Lagerräume befanden. Es war größer als alle Gemeinschaftsräume, die ich bisher gesehen hatte, Betten standen darin, aber sonst gab es keinerlei Bequemlichkeiten. Vor langer Zeit war es einmal von einem Meister eingerichtet worden, der gutmütiger war als die anderen. Dort sollten sich die Sklaven etwas erholen, wenn sie wegen Überarbeitung und ähnlicher Belastungen zusammengebrochen, aber noch nicht so schwach waren, daß sie zum Platz der glücklichen Erlösung gehen mußten. Ein Sklave wurde als Verwalter eingesetzt, nach einiger Zeit durfte er sich einen Assistenten nehmen, der dann sein Nachfolger wurde. Von da an war es so weitergegangen, ohne Aufsicht der Meister und von ihnen völlig vernachlässigt. Wenn ein Sklave zusammenbrach, dann wurde er, falls er sich nicht schnell wieder erholte, dorthin gebracht. Er blieb im Krankenhaus und ruhte sich aus, bis er sich wieder besser fühlte oder meinte, er müßte zum Platz der glücklichen Erlösung gehen. Es war gar nicht nötig, das Krankenhaus zu beaufsichtigen, denn nichts wünschte sich ja ein Sklave mehr, als den Meistern zu dienen, oder, wenn er das nicht mehr konnte, sein Leben zu beenden. Ich fand Fritz in einem Bett, das etwas von denen der anderen drei Sklaven entfernt stand, die im Moment Patienten waren. Ich fragte ihn, was denn eigentlich geschehen war. Als er wieder einmal geschlagen worden war, mußte er einen Botengang machen, ohne sich vorher etwas erholen zu können. Unterwegs war er zusammengebrochen. Ich fragte, wie er sich jetzt fühlte, und er meinte, es ginge ihm besser. Aber er sah noch sehr schlecht aus. Er sagte: »Morgen kehre ich zu meinem Meister zurück. Wenn er inzwischen einen neuen Sklaven hat,

dann gehe ich zum Platz der Auswahl und hoffe, daß mich ein anderer Meister nimmt. Aber ich glaube nicht, daß mich jemand aussuchen wird. Bald

kommt eine Gruppe neuer Sklaven von Wettkämpfen, die im Osten stattfinden. Keiner wird einen so schwachen Sklaven wie mich haben wollen.« Ich antwortete: »Dann wirst du in den allgemeinen Arbeitstrupp eingereiht. Das ist vielleicht noch besser.« »Nein«, er schüttelte den Kopf. »Dorthin kommen nur die Sklaven, die nicht von einem Meister genommen werden.« »Was dann?« »Der Platz der glücklichen Erlösung!« Ich sagte entsetzt: »Das kannst du doch nicht machen!« »Es würde merkwürdig sein, wenn ich es nicht tun wollte, und wir dürfen kein Aufsehen erregen.« Er verzog sein Gesicht zu

einem bitteren Lächeln. »Ich glaube aber nicht, daß es nötig sein wird. Die Neuen sind noch nicht angekommen, und mein Meister wird warten müssen. Für kurze Zeit wird er mich bestimmt zurücknehmen. Aber ich darf nicht länger als unbedingt nötig hierbleiben.« Ich antwortete: »Wir müssen so schnell wie möglich einen Weg aus der Stadt finden, damit, wenn einem von uns so etwas passiert, ein Fluchtweg offen ist und er entkommen kann.« Fritz nickte: »Ich habe schon daran gedacht. Aber es ist nicht leicht.« »Wenn wir in die Halle der Dreibeiner kommen, könnten und einen stehlen würden ... Vielleicht schaffen wir es nach einer Weile sogar, den Mechanismus zu bedienen.« »Ich glaube nicht, daß wir damit eine Chance haben. Denk mal, sie sind zweimal so groß wie wir, und alle Geräte, die sie in der Stadt bedienen - mit Ausnahme der Wagen, die besonders für unsere Größe konstruiert sind -, befinden sich außerhalb unserer Reichweite. Ich sehe auch keine Möglichkeit, wie wir in die Halle der Dreibeiner hineinkommen sollten. Wir müßten durch den Eingangsraum gehen, und wir haben keinen Grund, dort zu sein.«

»Aber es muß doch möglich sein, hinauszukommen.« Fritz sagte: »Du hast recht. Wir haben so viel Wichtiges erfahren, das Julius wissen muß. Einer von uns muß in die Weißen Berge zurückkehren.«

Auf dem Rückweg und noch lange danach dachte ich über Fritz nach. Wenn nun sein Meister trotz allem einen anderen Sklaven genommen hatte und ihn nicht wiederhaben wollte ... Selbst wenn das nicht der Fall war, Fritz war schwach und wurde immer schwächer. Das kam nicht nur durch das häufige Schlagen. Sein Meister trug ihm absichtlich Aufgaben auf, die weit über seine Kräfte gingen. Ich versuchte mich daran zu erinnern - es war noch gar nicht so lange her -, wie ich Fritz gehaßt hatte, weil er statt Henry in unsere Expedition gekommen war. Ob-Wohl wir uns nur in langen Abständen sahen, fühlte ich mich jetzt enger mit ihm verbunden, als ich es jemals mit Henry oder Bohnenstange gewesen war - es kam mir vor, als wären wir Brüder.

Freundschaft zu genießen, fällt in guten Tagen leicht. Dann scheint die Sonne, und die Welt ist freundlich. Doch das gemeinsame Erleben von schweren Zeiten bindet die Menschen fester aneinander. Wir waren beide Sklaven dieser Ungeheuer, und von allen Sklaven in der Stadt verstanden nur wir beide, was mit uns geschah. Nur wir wußten, daß es Monster waren, denen wir dienen mußten. Nur wir wußten, daß sie keine Götter waren, denen man freiwillig und voller Freude gehorcht. Die Trostlosigkeit unserer Lage wurde zu einem Band, das uns zusammenschweißte. In dieser Nacht lag ich lange wach. Ich machte mir Sorgen um ihn und dachte über mögliche Fluchtwege nach. Es war klar, daß er derjenige sein mußte, der als erster die Stadt verließ. Alle möglichen Gedanken schossen mir durch den Kopf - ich wollte von innen die goldene Mauer aufkratzen, durch die glasähnlichen Kuppel ein Loch schneiden -, ich lag auf dem Rücken, der Schweiß rann in Strömen an mir herunter, und Verzweiflung überfiel mich. Am nächsten Tag traf ich Fritz. Er hatte das Krankenhaus verlassen. Sein Meister hatte ihn wieder aufgenommen, ihn auch schon wieder geschlagen. Nun war es nicht mehr ganz so wichtig, sofort einen Fluchtweg zu finden. Doch viel Zeit hatten wir nicht mehr.

Anfangs hatte ich mich gewundert, warum sich die Meister die Mühe machten, unsere Sprache zu erlernen, statt die Sklaven zu zwingen, ihre eigene Sprache zu studieren. Die Antwort war im Grunde ganz einfach. Die Meister lebten sehr viel länger als normale Menschen, und im Vergleich zu ihnen schienen die Sklaven in der Stadt wie Eintagsfliegen. Wenn ein Sklave endlich so viel von der fremden Sprache der Meister verstand, daß er anfang, nützlich zu werden, würde er bereits wieder sterben. Ich glaube aber, daß es noch andere Gründe gab. Auf diese Weise erhielten sich die Meister eine private Verständigungsmöglichkeit. Zudem konnten sie auf eine Art lernen, die den Menschen verschlossen blieb. Sie brauchten keine Bücher, sondern gaben ihr Wissen auf telepathischem Weg von Verstand zu Verstand weiter. So konnten sie fremde Sprachen verblüffend schnell erlernen. Mit mir sprach mein Meister deutsch, aber mit Sklaven aus anderen Ländern konnte er sich in deren Sprache unterhalten. Diese Tatsache war ihm eine ständige Quelle des Vergnügens. Es machte ihm Spaß, daß die Menschheit in Verschiedene Völker geteilt war, die sich untereinander nur schwer verständigen konnten. Die Meister waren immer nur eine Rasse gewesen, jeder für sich war zwar ein Einzelgänger, aber gleichzeitig fühlten sie sich doch als Teil einer Einheit. Das hatten die Menschen, lange bevor die Meister kamen, bei weitem noch nicht erreicht. Dies wie andere menschliche Eigenschaften fand er nicht nur amüsant, sie faszinierten ihn auch. Er hatte die Menschheit sorgfältiger als die anderen Meister beobachtet und studiert - er las die alten Bücher und stellte mir eine Unmenge von Fragen. Auch seine Einstellung uns gegenüber war merkwürdig. Er verband Verachtung und Abscheu mit Interesse und Bedauern. Dieses Bedauern wurde deutlich, als er wieder einmal deprimiert war - darin äußerten sich schwache Phasen der Krankheit -, lange Zeit im Wasserbecken verbrachte und viele Gasblasen verbrauchte. Während einer dieser Phasen

erzählte er mir auch mehr über den Plan.

Ich hatte ihm eine dritte Gasblase gebracht und mußte die Liebkosungen der vom Wasser glitschigen Fühler ertragen, als er anfang, darüber zu jammern, daß diese wunderbare Freundschaft zwischen uns nur so kurz währen würde.

Denn ich, sein Hund, hätte nur das kurze menschliche Leben, das durch die Lebensbedingungen in der Stadt noch mehr verkürzt würde. (Der Gedanke kam ihm gar nicht, daß er diese verkürzte Lebensspanne verlängern könnte, indem er mich aus der Stadt freiließ. Natürlich konnte ich es ihm nicht sagen. Ich hätte damit verraten, daß ich ein Leben in Freiheit der ein oder zwei Jahre dauernden Qual des Sklavendaseins vorzog.) Sein jetziges Thema war nicht neu. Er hatte es schon oft angeschnitten, und ich tat mein Bestes, verwirrt auszusehen, ihn anzuhimmeln und mit meinem Los äußerst zufrieden zu erscheinen.

Diesmal aber wandelte sich der Kummer über meinen baldigen Tod zu einer Art allgemeinen Weltschmerz und Zweifel. Es fing im persönlichen Bereich an. Er hatte mich wieder über mein früheres Menschenleben ausgefragt, und ich hatte ihm eine Mischung aus Wahrheit und Lüge erzählt, von der ich schon berichtet habe. (Ich bin sicher, daß in meinen Erzählungen kleine Widersprüche enthalten waren, aber er schien es nicht zu bemerken.) Ich erzählte von Kinderspielen und vom Weihnachtsfest. Ich wußte, daß Weihnachten im Süden fast genauso wie in Wherton gefeiert wurde, in den Bergen war allerdings die Wahrscheinlichkeit größer, daß Schnee lag. Ich berichtete von der Bescherung, dem Kirchgang und dem darauf folgenden Festmahl. In England hatten wir immer mit Eßkastanien gefüllten Truthahn, glänzendbraune Würstchen umrahmten ihn, dazu gab es kleine goldgelbe Kartoffeln und zum Nachschlemmen flambierten Pudding. Ich beschrieb das alles möglichst genau, denn trotz der Hitze und meiner zunehmenden Schwäche lief mir das Wasser im Mund zusammen. Verglichen mit unserer eintönigen Nahrung in der Stadt erschienen die Köstlichkeiten noch herrlicher, als sie je gewesen waren. Der Meister sagte: »Man kann die Freuden anderer Wesen, selbst niedriger Kreaturen, nicht nachvollziehen. Aber ich merke doch, daß es für dich besonders schön gewesen sein muß. Und wenn du bei den Wettkämpfen nicht gewonnen hättest, dann könntest du noch lange Jahre diese Freuden genießen. Denkst du denn nie darüber nach?«

Ich antwortete: »Aber weil ich bei den Wettkämpfen gesiegt habe, durfte ich in die Stadt kommen, darf ich bei dir, Meister, sein und dir dienen.« Er schwieg. Der bräunliche Nebel hatte aufgehört aus der Gasblase hervorzuströmen, und ich brachte ihm ohne Aufforderung eine neue. Noch immer schweigend nahm er sie, hielt sie an die richtige Stelle und drückte auf die Blase. Als der Nebel aufstieg, sagte er: »So viele von euch, Jahr für Jahr - Junge, es ist eine traurige Sache. Aber es ist nichts im Vergleich zu meinen Alpträumen, wenn ich an den großen Plan denke.

Doch er muß ausgeführt werden. Das ist schließlich das Ziel von allem, was wir tun.«

Er machte eine Pause. Ich blieb still, und dann begann er wieder zu sprechen. Er erzählte von dem großen Plan. Wie ich schon gesagt habe, gab es mehrere Unterschiede zwischen der Welt der Meister und der Erde. Ihr Heimatplanet war größer, und deshalb wog alles mehr als hier. Außerdem war es dort wärmer und feuchter. Aber das konnte leicht behoben werden. In der Stadt gab es Maschinen, die jene Schwere hervorriefen, die ich nur allzugut kannte. Die Meister konnten jedoch auch ohne die größere Schwerkraft leben. Die Schwerkraft innerhalb der Stadt war geringer als die auf ihrem Planeten, und sie oder ihre Nachfahren würden sich so weit an andere Druckverhältnisse anpassen, daß sie auf der Erde durchaus leben konnten. Was die Wärme anging, so gab es weiter im Süden - dort wo die beiden anderen Städte lagen - auf der Erde Gegenden, die warm genug waren. Aber noch existierte ein weiterer Unterschied, den sie nicht so einfach ausgleichen konnten. Unsere Atmosphäre war für sie genauso giftig, wie ihre für uns. Das bedeutete, daß sie außerhalb der Städte nur in Masken leben konnten. Zudem durften es nicht nur Kopfmasken sein, wie wir sie trugen, ihr ganzer Körper mußte von einem eng anliegenden grünen Anzug geschützt werden, denn die strahlende Helligkeit der Sonne schadete ihrer Haut. Deshalb verließen sie nur in seltensten Fällen die schützenden Hüllen der metallenen Dreibeiner - in dieser kälteren Gegend nie.

Doch das alles konnte geändert werden, und sie würden es ändern. Der Erfolg der Expedition, die Eroberung dieser Welt, war dem Heimatplaneten gemeldet worden. Proben irdischer Luft, von Wasser und Mineralien waren heimgeschickt worden. Ihre Wissenschaftler hatten alles genau untersucht, und nach einiger Zeit war die Nachricht gekommen, man könnte die Erdatmosphäre in einer Weise verändern, daß die Meister hier ein gefahrloses Leben führen könnten.

Das sollte natürlich noch eine Weile dauern. Riesige Maschinen mußten erst noch gebaut werden. Einige Maschinenteile konnte man hier bauen, andere mußten über die ungeheure Entfernung von ihrer Heimat hergebracht werden. An tausend verschiedenen Orten der Erde sollten sie aufgestellt werden, würden dann unsere Luft ansaugen und eine Luft ausstoßen, die für die Meister geeignet war. Sie würde grün und dick sein wie die Luft in der Stadt, und je mehr sie sich ausbreitete, desto mehr würde die Sonne verblassen, und alles Leben - Blumen und Bäume, Säugetiere, Vögel und Menschen - würde langsam ersticken. Man rechnete damit, daß der Planet zehn Jahre nach dem Aufstellen der Maschinen für die Meister bewohnbar sein würde. Die Menschheit hätte lange vorher aufgehört zu existieren. Ich war von dem, was ich hörte, entsetzt. Die Unterjochung der Menschen war nicht, wie wir gedacht hatten, das Endziel. Sie war lediglich die Vorbereitung zu völliger Vernichtung. Mit großer Mühe brachte ich die Worte hervor, daß alles, was die Meister für richtig hielten, gut wäre.

Mein Meister antwortete: »Das verstehst du nicht, Junge. Aber es gibt eine Reihe von Meistern, die traurig sind, daß alle Lebewesen dieser Welt vernichtet werden sollen. Das ist eine schwere seelische Belastung.«

Ich wurde aufmerksam. War es möglich, daß die Meister sich nicht einig waren? Obwohl sie für die Zersplitterung der Menschheit kein Verständnis hatten? Gab es etwa feindliche Parteien, die wir ausnutzen konnten? Doch er fuhr fort: »Diejenigen von uns, die diese Trauer empfinden, sind dafür, daß man Orte zur Verfügung stellt, an denen einige der Kreaturen der Erde weiterleben können. Die Städte zum Beispiel. Man könnte alles so verändern, daß ein paar Menschen, Tiere und Pflanzen dort geschützt leben könnten. Die Meister hätten dann die Möglichkeit, sie zu besuchen - in Masken oder dicht versiegelten Fahrzeugen -, und sie würden dann die Lebewesen lebendig sehen, nicht tot wie in der Pyramide der Schönheit. Wäre das nicht wunderbar?« Ich haßte ihn und alle anderen, aber ich antwortete: »Ja, Meister.« »Einige von uns finden es unnötig. Es sei Verschwendung wichtiger Energien. Aber ich glaube, sie haben nicht recht. Denn wir Meister lieben doch die Schönheit. Wir konservieren das Schönste aller Welten, die wir kolonialisieren.« Sie wollten also Plätze bauen, an denen eine Handvoll Menschen und Tiere leben konnten, unter Glas, nur um die Neugier und Eitelkeit der Meister zu befriedigen! »Wir Meister lieben doch die Schönheit . . .« Wir schwiegen und hingen unseren verschiedenen Gedanken über das, was er mir gerade erzählt hatte, nach. Das Schweigen hielt an, und ich mußte doch unbedingt die Antwort auf die eine lebenswichtige Frage haben. Ich wagte es: »Wann, Meister, wird es soweit sein?« Ein Fühler schwang in der Geste der Unsicherheit. »Wann . . .«

wiederholte er. »Wann wird der Plan ausgeführt, Meister? Er antwortete nicht sofort, und ich dachte schon, er sei durch meine Frage aufmerksam, vielleicht sogar mißtrauisch geworden. Ich konnte inzwischen eine ganze Reihe von Reaktionen richtig deuten, aber vieles war noch immer rätselhaft. Schließlich antwortete er doch: »Das große Schiff ist auf dem Weg zu uns zurück schon weit vorgedrungen. Es hat die nötigen Geräte an Bord. In vier Jahren wird es hier sein.« Noch vier kurze Jahre, und dann würden die Maschinen anfangen, giftige Luft auszustoßen. Ich wußte, daß Julius annahm, wir hätten noch viel Zeit. Er rechnete damit, daß die nächste oder übernächste Generation siegreich zu Ende führen würde, was wir begonnen hatten. Auf einmal war die Zeit unser Gegner und so unerbittlich wie die Meister selbst. Wenn wir nicht beim ersten Versuch siegen konnten, und im nächsten Jahr mußte er gemacht werden, dann hatten wir ein Viertel der uns noch zur Verfügung stehenden Zeit verloren. Der Meister sagte: »Es ist ein herrlicher Anblick, wenn das große Schiff wie eine Sternschnuppe durch die Nacht gleitet. Ich hoffe, daß du es noch erlebst, mein Junge.« Er hoffte, ich würde so lange leben. Vier Jahre waren für einen Sklaven in der Stadt eine lange Zeit. Ich sagte eifrig: »Ich hoffe es auch, Meister. Es wird ein herrlicher und glücklicher Augenblick sein.« »Ja, mein Junge.« »Soll ich noch eine neue Gasblase bringen?« »Nein. Ich will essen. Deck den Tisch.« »Einer von uns muß raus«, sagte Fritz.

Ich nickte. Wir saßen im Gemeinschaftsraum seiner Pyramide. Außer uns waren noch sechs Sklaven da. Zwei spielten Karten, die anderen lagen auf dem Rücken und sprachen nicht einmal miteinander. Außerhalb der Stadt würde es jetzt Anfang Herbst sein. Morgens würde die Luft schon recht kalt sein, vor allem nach den ersten Nachtfrosten. In der Stadt veränderte sich die feuchte Hitze nicht. Wir saßen etwas abgesondert und redeten im Flüsterton. »Ich vermute, du hast noch keinen Ausweg gefunden?« fragte ich. »Ich weiß nur, daß es durch die Halle der Dreibeiner nicht geht. Die Sklaven, die am Eingang arbeiten, haben mit denen in der Stadt nichts zu tun. Sie sind nicht von einzelnen Meistern ausgesucht und genommen worden und beneiden diejenigen, die sie in die Stadt hineinführen müssen. Wie würden bestimmt niemanden hinauslassen.« »Wenn wir uns hinschleichen und sie angreifen?« »Dazu sind es zu viele. Und bedenke, es gibt noch einen anderen Grund.« »Welchen denn?« »Dein Meister hat dir erzählt, daß ein Tripode zerstört wurde. Sie wissen also, daß Gefahr droht, aber sie vermuten, daß es nur ungeweihte kleine Jungen sind, die ihnen Widerstand leisten. Wenn sie merken, daß wir sogar in die Stadt eingedrungen sind und falsche Kappen tragen - wir sollten sie nicht auf diese Weise warnen.« »Aber wenn einer von uns entkommt«, wandte ich ein, »würde das sie denn nicht warnen? Keiner der Geweihten würde die Stadt freiwillig verlassen.« »Es sei denn durch den Platz der glücklichen Erlösung. Niemand prüft nach, wer dort hingeht. Es muß so aussehen, als sei einer von uns hingegangen. So kann unsere Flucht unbemerkt bleiben.« »Jede Art von Flucht ist besser als gar keine. Wir müssen die Informationen zu Julius und den anderen durchbringen.« Fritz nickte, und ich bemerkte wieder, wie dünn er geworden war. Sein fast magerer Kopf saß unnatürlich groß auf dem ausgemergelten Hals. Wenn nur einer entkommen konnte, dann mußte er derjenige sein, der floh. Mit einem verhältnismäßig freundlichen Meister, wie es meiner war, konnte ich es noch ein oder zwei Jahre länger aushalten. Er hatte gesagt, er hoffe, ich würde die Rückkehr des großen Schiffes erleben. Fritz konnte nicht einmal den kommenden Winter durchstehen, das war sicher. Fritz sagte: »Ich habe an etwas anderes gedacht.« »Was ist es?«

Er zögerte und sagte schließlich: »Ja, es ist besser, wenn du es weißt, selbst wenn es nur eine vage Idee bleibt: der Fluß!« »Der Fluß?« »Er fließt in die Stadt. Das Wasser wird gereinigt und für die Meister aufbereitet. Aber er fließt auch wieder hinaus. Kannst du dich erinnern, daß wir den Ausfluß unter der Mauer vom Dreibeiner aus gesehen haben? Wenn wir die Stelle des Austritts innerhalb der Stadt finden könnten . . . Das wäre vielleicht eine

Möglichkeit.«

»Natürlich«, ich dachte darüber nach. »Wahrscheinlich liegt die Ausflußstelle genau am anderen Ende der Stadt, dem Eintritt gegenüber.«

»Vielleicht, aber es muß nicht sein. Auf jeden Fall ist es der Stadtteil, in dem die Meister wohnen, die keine Sklaven halten dürfen. Deshalb ist es auch schwierig, dort herumzusehen, ohne aufzufallen.«

»Das Risiko müssen wir eingehen.« »Wir müssen alles genau überlegen.« Fritz meinte zum Schluß: »Sobald wir einen Weg gefunden haben, der hinausführt, muß einer los.« Ich nickte. Daran gab es keinen Zweifel, auch nicht daran, wer derjenige sein mußte. Ich dachte an die Einsamkeit, die mich erwartete, wenn ich zurückblieb. In dieser gräßlichen Stadt würde ich keinen Freund mehr haben, mit niemandem mehr reden können außer mit meinem Meister. Dieser letzte Gedanke jagte mir einen Schauer über den Rücken. Ich dachte an die Welt vor der Stadt. Jetzt im Frühherbst würde in den Weißen Bergen schon der erste Schnee fallen und den Eingang zum Tunnel für ein halbes Jahr verdecken. Ich blickte zur Wand auf die Uhr, deren Zifferblatt in Perioden und Neunergruppen - die Zeitrechnung der Meister - eingeteilt war. In wenigen Minuten mußte ich die Maske wieder aufsetzen und meinen Meister von der Arbeit abholen.

Es geschah vier Tage später.

Ich mußte für meinen Meister einen Botengang erledigen. Eine der Gewohnheiten der Meister war es, verschiedene Öle und Essenzen in ihre Haut einzureiben, und ich mußte nun zu einem Lagerhaus gehen und neues Öl holen. Das Lagerhaus war eine Art Geschäft. Eine steile und enge spiralförmige Rampe führte in die Mitte der Pyramide hinauf. Verschiedene Waren lagen auf Regalen in unterschiedlicher Höhe aus. Ich sage Geschäft, obwohl es keinen Verkäufer gab und man offenbar auch nicht bezahlte. Diese Pyramide war weiter entfernt als die, zu denen ich sonst immer gehen mußte. Ich nahm an, daß das Öl, das er haben wollte - er gab mir einen leeren Behälter mit, damit ich auch die richtige Sorte fand -, nicht in der Nähe zu haben war. Schwerfällig ging ich durch die Stadt und brauchte für Hin- und Rückweg weit länger als eine Stunde. Erschöpft und schweißnaß kam ich wieder zu Hause an. Ich wollte so schnell wie möglich in mein Refugium, um meine Maske abzunehmen, mich zu waschen und trocken zu reiben, aber es war undenkbar, daß ein Sklave dies tat, ehe er seinem Meister Bericht erstattet hatte. So ging ich den Korridor entlang und nahm an, ihm im Wasserbecken des Fensterzimmers hockend vorzufinden. Aber er war nicht im Wasser, sondern stand in der entfernten Ecke des Zimmers. Ich ging zu ihm hin und machte die vorgeschriebene ehrfurchtsvolle Verbeugung.

Ich fragte: »Meister, soll ich das Öl gleich bringen, oder soll ich es in das Vorratsregal stellen?«

Er antwortete nicht. Ich wartete einen Augenblick und wandte mich dann zum Gehen. Es konnte ja eine seiner verschlossenen und schweisgsamen Launen sein. Nachdem ich meine Pflicht erfüllt hatte, konnte ich das Öl in das Regal stellen und in mein Zimmer gehen, bis er mich wieder brauchte. Aber als ich mich abwandte, stieß ein Fühler vor, ergriff mich und hob mich hoch. Ich erwartete sein Streicheln, aber es kam nicht. Der Fühler hielt mich vor sein Gesicht, und seine regungslosen Augen betrachteten mich.

»Ich wußte, daß du ein seltsamer Junge bist«, sagte der Meister. »Doch ich habe nicht gewußt, wie merkwürdig du bist.«

Ich antwortete nicht. In meiner Lage fühlte ich mich nicht recht wohl, aber da ich mich inzwischen an körperlichen Kontakt mit ihm gewöhnt hatte und bis zu einem gewissen Grad auch seine Launen und Stimmungen kannte, hatte ich keine schlimmen Vorahnungen. Er fuhr fort: »Junge, ich wollte dir helfen, weil du mein Freund bist. Ich wollte es dir in deinem Zimmer etwas bequemer machen. In einem eurer Bücher wird erzählt, daß ein Mann seinem Freund eine Überraschung bereite. Das wollte ich auch tun. Deshalb schickte ich dich weg, legte eine Maske an und ging in deinen Wohnbereich. Ich habe eine merkwürdige Sache entdeckt.«

Mit einem Fühler hatte er etwas hinter seinem Rücken versteckt. Nun holte er es hervor und zeigte es mir: das Buch, in dem ich aufschrieb, was ich Neues erfahren hatte. Nun bekam ich Angst. Verzweifelt suchte ich nach einer Ausrede, aber ich fand keine.

»Ein merkwürdiger Junge«, wiederholte er. »Einer, der zuhört und dann alles aufschreibt. Warum? Der Mensch, der eine Kappe trägt, weiß, daß alles, was mit den Meistern zusammenhängt, Geheimnisse sind, und daß es für ihn nicht gut ist, sie zu erfahren. Ich habe von ihnen gesprochen, und du hast zugehört. Du bist mein Freund, oder nicht?

Trotzdem war es seltsam, daß du keine Furcht gezeigt hast, als ich von dem erzählte, was für euch Sklaven verboten ist. Wie ich schon sagte, du bist anders. Aber dann alles aufzuschreiben - heimlich, in deinem Refugium . . . Die Kappe sollte das eigentlich unmöglich machen. Laß mich deine Kappe untersuchen, Junge.« Nun tat er genau das, was ich damals, als er mich schlug, gefürchtet hatte. An jenem Tag hatte er mich zurückgerufen und gesagt, ich sollte sein Freund sein. Ein Fühler hielt mich jetzt in die Luft, ein anderer bewegte sich zum unteren Teil der Maske, dort wo das Material weich war, und die harte Spitze drückte nach oben. Ich fürchtete, der Fühler würde sich durch die Maske bohren, und ich müßte in der giftigen Luft ersticken. Ich spürte, wie die Spitze des Fühlers sich nadelscharf verengte und genau am Rand meiner Kappe entlangtastete, an der falschen Kappe zupfte und rüttelte. »Wirklich seltsam«, sagte der Meister. »Die Kappe ist überhaupt nicht mit dem Fleisch verbunden. Hier ist etwas falsch

gelaufen, sehr verkehrt sogar. Das muß genauer ergründet werden. Junge, du mußt von den - untersucht werden.« Das Wort, das er gebrauchte, sagte mir nichts. Ich glaube, er sprach von einer Gruppe von Meistern, die sich auf die Technik der Kappen spezialisiert hatten. Mir war nur klar, daß meine Lage verzweifelt war. Ich wußte nicht, ob sie bei der Untersuchung Gedanken lesen konnten, aber auf jeden Fall würden sie entdecken, daß meine Kappe falsch war, und wären vor unserem Angriff gewarnt. Sie würden ganz sicher auch alle anderen Sklaven überprüfen, und dann war Fritz ebenfalls verloren. Es war sinnlos, gegen den Meister zu kämpfen. Selbst ein gut trainierter Mann mit normalem Körpergewicht war für ihn kein ernsthafter Gegner. Sein Fühler hatte sich um meine Hüften gerollt, meine Arme waren frei. Aber was half das? Es sei denn . . . Das mittlere Auge, über den Öffnungen von Mund und Nase, starrte mich an. Er wußte, daß etwas mit mir nicht stimmte, aber noch immer hielt er mich nicht für eine Gefahr. Er erinnerte sich nicht mehr daran, was er mir einmal erzählt hatte, als ich ihn gekratzt hatte und dabei ausgerutscht war. »Meister, ich kann es dir zeigen«, sagte ich. »Halte mich näher zu dir.« Der Fühler zog mich dichter an ihn heran. Ich war nur noch einen halben Meter von ihm entfernt. Ich beugte den Kopf nach rechts, als wollte ich ihm etwas an meiner Kappe zeigen. Doch diese Bewegung verdeckte nur eine zweite, bis es für ihn zu spät war, mich abzuwehren oder von sich zu stoßen. Ich spannte meine Muskeln an und legte alle Kraft und mein ganzes Gewicht in einen aufwärts schwingenden Haken. Ich traf ihn genau zwischen Mund und Nase, dort, wo ihn die Bürste einmal berührt hatte, aber diesmal saß meine ganze Kraft hinter dem Schlag. Er gab einen einzigen Heulton von sich, der in der Mitte abbrach. Gleichzeitig schleuderte mich der Fühler, der mich hielt, fort. Ein paar Meter entfernt schlug ich hart auf den Boden und rutschte bis an den Rand des Wasserbeckens. Ich war halb bewußtlos, taumelte hoch und fiel fast in das dampfende Wasser. Der Meister war umgefallen, als er mich wegschleuderte. Er lag bewegungslos und still auf der Erde.

Unter der goldenen Mauer

Einen Augenblick lang stand ich neben dem Wasserbassin und überlegte, was zu tun war. Ich war von dem Sturz ganz benommen, und ich war davon betäubt, was ich getan hatte. Mit fast dem gleichen Schlag, mit dem mein Gegner bei den Wettkämpfen von mir besiegt worden war, hatte ich einen der Meister niedergeschlagen. Nun, nachdem ich es getan hatte, schien es unglaublich. Ich starrte die regungslose Gestalt mit unbeschreibbaren Gefühlen an. Staunen und Stolz waren mit Furcht gemischt. Selbst wenn man nicht geweiht war, war es unmöglich, ohne Bewunderung vor diesen Wesen zu stehen, die so viel Macht besaßen. Man mußte ihre Größe und ihre Kraft bestaunen. Wir konnte ich, ein kleiner Mensch, es wagen, solch eine Kreatur zu schlagen, auch wenn es aus Notwehr geschah?

Doch diese verwirrenden Gefühle verblaßten schnell und machten dringenderen und praktischeren Überlegungen Platz. Was ich getan hatte, war ohne vorherige Planung geschehen. Die peinliche Lage, in der ich mich befand, hatte mich dazu gezwungen. Meine jetzige Situation war nur wenig besser als zuvor. Indem ich nach dem Meister schlug, hatte ich mich unwiderruflich verraten. Ich mußte entscheiden, was ich als nächstes zu tun hatte, und ich mußte es schnell tun. Er war bewußtlos, aber für wie lange? Und wenn er wieder zu sich kam . . .

Instinktiv wollte ich fliehen, ich wollte so schnell wie möglich von hier weg. Aber wenn ich das tat, das wußte ich, geriet ich lediglich von einer kleinen Falle in eine größere. Man würde mich hier in der Stadt, in der ich nicht überleben konnte, ohne in einen Gemeinschaftsraum zu gehen, schnell finden.

Ich mußte wissen, was los war. Das bedeutete, ich mußte ihn untersuchen. Wie die Menschen hatten auch die Meister Stellen, an denen die Venen dicht unter der Haut verliefen. Trotz ihrer dicken und harten Haut konnte man dort das langsame und schwere Pulsieren der Lebensflüssigkeit fühlen. Ich mußte diese Stellen suchen. Aber mit dem Gedanken, ihn anzufassen, kehrte die Furcht verstärkt zurück.

Die Spitze eines Fühlers lag mir am nächsten. Ich beugte mich nieder, berührte sie voll Angst und Schauern, zuckte zurück, und dann, mit großer Überwindung, hob ich den Fühler hoch. Er war kraftlos, und als ich losließ, fiel er schlaff herunter. Ich ging näher heran, kniete neben dem Körper nieder und fühlte nach der Vene, die dicht am Ansatz zwischen Fühler und Zentralauge verlief. Da pulsierte nichts! Ich überwand meinen Widerwillen und drückte fester und fester. Nichts! Ich fühlte keinen Pulsschlag.

Ich stand auf und trat zurück. Das Unglaubliche war noch unwahrscheinlicher geworden. Ich hatte einen der Meister getötet. »Bist du ganz sicher?« fragte Fritz. Ich nickte: »Ganz sicher.« »Wenn sie schlafen, sehen sie aus, als wären sie tot.« »Aber der Puls schlägt noch. Ich habe es gesehen, als er einmal im Wasserbecken eingeschlafen war. Er ist bestimmt tot.« Wir saßen im Gemeinschaftsraum seiner Pyramide. Ich hatte mich in die Wohnung seines Meisters geschlichen und hatte seine Aufmerksamkeit erregt, ohne daß der Meister mich sah. Ich flüsterte ihm zu, daß wir dringend miteinander reden mußten, und er war ein Neuntel später in den

Gemeinschaftsraum herunter gekommen. Er hatte schon vermutet, daß etwas Wichtiges geschehen war, denn bisher hatte noch keiner von uns den anderen auf diese Weise angesprochen. Aber die Wahrheit überraschte ihn dann doch sehr, mehr, als sie mich selbst überrascht hatte.

Ich sagte: »Ich muß hier raus, irgendwie! Ich wollte zuerst versuchen, in der Halle der Tripoden durchzukommen, selbst wenn die Chancen schlecht stehen. Aber ich hielt es für besser, dich erst zu benachrichtigen.« Er schlug die Arme übereinander. »Die Halle der Dreibeiner ist eine schlechte Möglichkeit. Der Fluß ist besser.« »Aber wir wissen noch immer nicht, wo der Ausfluß ist.« »Wir können danach suchen, aber das kostet Zeit. Wann wird man ihn vermissen?« , »Nicht, ehe er wieder zur Arbeit muß.« »Wann ist das?« »Morgen, zweite Periode.«

Jetzt war es spät am Nachmittag. Fritz sagte: »Dann haben wir noch eine ganze Nacht. Das ist sowieso die beste Zeit, um einen Stadtteil zu durchsuchen, in dem sich normalerweise keine Sklaven aufhalten. Aber vorher müssen wir noch etwas anderes erledigen.« »Was denn?«

»Sie dürfen nicht merken, daß jemand, der die Kappe trägt, die Meister hassen und einen schlagen und sogar töten kann.« »Jetzt, nachdem ich es getan habe, ist es dafür wohl zu spät, findest du nicht? Ich sehe auch keine Möglichkeit, die Leiche verschwinden zu lassen. Und selbst wenn wir es schaffen, würde man ihn vermissen?« »Vielleicht kann man alles so arrangieren, daß es wie ein Unfall aussieht.« »Meinst du?« »Wir müssen es versuchen. Er erzählte dir, daß es tödlich sein kann, wenn sie an dieser Stelle getroffen werden. Wahrscheinlich ist es schon einmal vorgekommen, wenn auch nicht durch einen Angriff. Ich finde, wir sollten sofort hingehen und sehen, was sich machen läßt. Ich muß noch einen Botengang erledigen, den ich mir aufgehoben habe. Das wird meine Entschuldigung sein. Aber wir sollten nicht zusammen gehen. Du gehst vor, und ich folge in ein paar Minuten.« Ich nickte. »Gut.«

Ich eilte quer durch die Stadt zurück, wurde aber langsamer, als ich die vertraute Pyramide erreichte. Im Korridor stand ich ein paar Sekunden vor der Tür und versuchte mir darüber klar zu werden, ob ich den Knopfdrücken sollte, der den Mechanismus betätigte, oder nicht. Vielleicht hatte ich mich geirrt. Vielleicht war doch ein schwacher Pulsschlag dagewesen, den ich nicht gefühlt hatte, und der Meister war inzwischen wieder zu sich gekommen. Vielleicht war er auch von einem anderen Meister gefunden worden. Sicher, sie führten ein ungeselliges Leben, aber manchmal besuchten sie sich eben doch. Wenn ich Pech hatte, war es heute geschehen. Wieder war der Wunsch, einfach wegzulaufen, sehr stark. Ich glaube, nur der Gedanke, daß Fritz kurz nach mir kommen würde, gab mir den Mut hineinzugehen. Es hatte sich nichts verändert. Mein Meister lag da, bewegungslos, still, tot! Ich starrte ihn an und war wieder erstaunt darüber, daß es wirklich geschehen war. Ich sah noch immer auf ihn herab, als ich an den Schritten hörte, daß Fritz kam. Auch er erstarrte bei den Anblick, faßte sich aber rasch. Er sagte: »Du hast erzählt, daß er die Gasblasen nahm?« »Ja.«

»Ich habe an meinem Meister beobachtet, daß er verwirrt war, wenn er viele davon verbrauchte. Seine Bewegungen und seine Sprache wurden unsicher. Einmal rutschte er sogar aus und fiel in das Wasserbecken. Wenn es so aussähe, als wäre das mit deinem Meister passiert . . .« Ich wandte ein: »Er liegt aber weit vom Becken entfernt.« »Wir müssen ihn hinschleifen.« Zweifelnd sagte ich: »Ob wir das schaffen? Er wird ungeheuer schwer sein.« »Wir müssen es versuchen.« Wir zerrten an den Fühlern. Sie fühlten sich ekelregend an, aber bei der Anstrengung, die es kostete, ihn von der Stelle zu bewegen, überwand ich meinen Abscheu schnell. Um ihn ganz ins Wasser zu bekommen, mußten wir selbst ins Bassin steigen. Gleichzeitig und mit scharfen ruckartigen Bewegungen zogen wir an. Dann hatten wir plötzlich den Schwerpunkt über den Rand gezogen, und der Körper fiel, glitt und rollte wie ein Baumstamm ins Wasser. Wir kletterten heraus und sahen auf den toten Meister hinunter. Er schwamm auf dem dampfenden Wasser, zu drei Vierteln untergetaucht. Ein Auge starrte blicklos nach oben. Er nahm fast die ganze Breite des Beckens ein. Ich war so erschöpft, daß ich nicht einmal mehr denken konnte. Ich hätte auf der Stelle umfallen und liegenbleiben können. Doch Fritz sagte: »Die Gasblasen!«

Wir öffneten ein halbes Dutzend, drückten den braunen Nebel heraus und verstreuten die leeren Behälter am Rand des Beckens, als hätte der Meister sie nach dem Gebrauch dort hingeworfen. Fritz dachte sogar daran, wieder in das Wasser zu steigen und eine der Blasen neben einen Fühler zu legen. Dann gingen wir zusammen ins Refugium, rissen uns die Masken ab und wuschen und trockneten uns. Ich brauchte unbedingt eine Ruhepause und drängte Fritz, sich ebenfalls auszuruhen, aber er meinte, er müsse zurück. Jetzt war es noch wichtiger als zuvor, kein unnötiges Risiko einzugehen. Es war beinahe Nacht, und draußen gingen die matten grünen Lampen an. Er wollte sofort zurückgehen. Wenn ich soweit war, sollte ich in den Gemeinschaftsraum seiner Pyramide kommen und dort auf ihn warten. Sobald sein Meister im Bett war, wollte er herunterkommen. Dann würden wir nach dem Fluß suchen.

Als er fort war, legte ich mich eine Weile hin, hatte aber Angst einzuschlafen und wieder zu erwachen und einen anderen Meister zu finden, der den inzwischen Toten entdeckt hatte. Deshalb stand ich wieder auf und bereitete meine Flucht vor. Ich riß die Seiten, auf denen ich meine Notizen gemacht hatte, aus dem Buch, und packte sie in einen kleinen Behälter. Den Rest des Buches legte ich in das Regal, das automatisch die Abfälle vernichtete. Ich verschloß den Behälter und steckte ihn in die Maske, ehe ich sie aufsetzte.

Mir kam ein Gedanke, und ich nahm zwei weitere kleine Behälter und verließ mein Refugium. Einen füllte ich mit dem Wasser aus dem Becken, in den zweiten ließ ich die Luft der Meister eindringen, dann versiegelte ich beide. Ich ging in das Refugium zurück und steckte auch diese beiden Behälter unter die Maske, so daß sie am Schlüsselbein anlagen. Julius und die anderen konnten die Proben vielleicht gebrauchen. Das setzte natürlich voraus, daß wir aus der Stadt herauskamen. Ich wagte nicht daran zu denken, wie schlecht unsere Aussichten waren.

Ich mußte lange auf Fritz warten, und als er endlich kam, entdeckte ich auf seinem Rücken und den Armen neue Striemen. Er sagte, ja, er wäre wieder geschlagen worden, diesmal weil er so lange für den Botengang gebraucht hatte. Er sah müde und krank aus. Ich schlug vor, daß er hierbleiben sollte, während ich allein nach dem Fluß suchte. Aber davon wollte er nichts hören. Ich würde mich in der Stadt nie zurechtfinden und dauernd im Kreis gehen. Er hatte recht. Es hatte lange gedauert, bis ich mich einigermaßen auskannte, und dann fand ich auch nur den Weg zu bestimmten vertrauten Punkten.

Er fragte: »Will, hast du in der letzten Zeit etwas gegessen?« Ich schüttelte den Kopf: »Ich hatte keinen Hunger.« »Aber du mußt trotzdem essen. Ich habe etwas mitgebracht. Du mußt auch soviel trinken wie irgend möglich. Lutsch dazu ein Salzstäbchen. Bevor wir losgehen, mußt du noch die Schwämme in deiner Maske wechseln. Wir wissen nicht, wie lange es dauern wird, bis wir wieder reine Luft atmen können.« Er hatte an alles gedacht. Mir waren diese Dinge nicht einmal in den Sinn

gekommen. Ich würgte das Essen, das er mir gab, hinunter, zerkrümelte das Salzstäbchen, aß es und trank Wasser, bis ich glaubte, platzen zu müssen. Dann wechselte ich die Schwämme in meiner Maske, setzte sie auf, band sie fest und sagte: »Wir dürfen keine Zeit verlieren.« »Ja«, seine Stimme klang gedämpft durch die Maske, »wir müssen los.« Draußen war es bis auf die Lampen, die einen kleinen Kreis von grünem Licht erhellten, dunkel. Sie sahen wie riesige Glühwürmchen aus. Die Hitze hatte natürlich nicht nachgelassen. Sie blieb immer gleich. Fast augenblicklich begann sich der Schweiß in den Masken zu sammeln. In mühsamen, rollenden Schritten -um mit der Schwere besser fertig zu werden, hatten sich alle Sklaven diesen Gang angewöhnt - gingen wir weiter. Bis zu dem Stadtteil, in dem Fritz den Ausfluß vermutete, war es weit. Ein Wagen hätte uns schnell dorthin gebracht, aber es war undenkbar, damit zu fahren, wenn kein Meister dabei war. So mußten wir uns zu Fuß durchkämpfen.

Ein paar Meister liefen noch herum, aber wir sahen keine Sklaven. Auf Vorschlag von Fritz gingen wir nicht nebeneinander. Er ging voran, und ich folgte ihm in einiger Entfernung, so daß ich ihn gerade noch sehen konnte. Ein Sklave allein konnte gut für einen noch immer arbeitenden Meister unterwegs sein, zwei würden Aufsehen erregen. Ich sah ein, daß er recht hatte, bedauerte aber diese Isolation. Ich hatte Mühe, ihm zu folgen und den von ihm vorgeschlagenen Abstand einzuhalten. Wir tasteten uns von einem Lichtkegel zum anderen. Dazwischen lagen Strecken fast völliger Dunkelheit, denn das nächste Licht warf nur einen ganz schwachen Lichtschimmer. Unser Marsch strengte die Augen ungeheuer an und erforderte größte Aufmerksamkeit. Ich mußte besonders darauf achten, den Anschluß nicht zu verlieren.

Man hörte die Meister schon aus großer Entfernung näherkommen. Ihre drei Füße erzeugten auf der glatten und harten Straße ein typisches klatschendes Geräusch. Als ich unter einer Lampe hindurchging, hatte ich es gehört. Es wurde immer lauter, denn die Meister kamen schneller voran als wir. Ich überlegte, daß das Ungeheuer mich in dem dunklen Abschnitt überholen würde, und hätte mich am liebsten versteckt. Aber es gab hier keinen Seitenweg, und vielleicht würde gerade dadurch erst sein Verdacht erregt werden. Außerdem bestand die Gefahr, daß ich die Verbindung zu Fritz verlor. Ich ging weiter. Mir fielen ein paar Verse ein, die ich zu Hause in einem alten Buch gefunden hatte: Der Wanderer auf einsamem Weg Geht voller Angst und Grauen. Er wendet sich um auf schmalen Steg, Dann will er nicht mehr rückwärts schauen, Denn er weiß, auf engem Pfad Hinter ihm der Satan naht. Ich hatte mich nicht erst umgedreht, aber das war auch nicht nötig, denn ich wußte auch so, wer hinter mir ging. Wir waren in einem Teil der Stadt, der mir vollkommen fremd war. Plötzlich wurde mir bewußt, daß ich keine Ausrede parat hatte, falls ich gefragt würde, was ich hier täte. Ich versuchte eine Erklärung zu erfinden, aber mein Kopf war völlig leer. Die dunkle Strecke kam. Das Geräusch war noch immer hinter mir. Er hätte mich inzwischen längst einholen müssen, und ich war der Überzeugung, daß er ganz bewußt langsamer geworden war, mich beobachtete und mich jeden Moment ansprechen würde. Gleich mußte die Stimme des Meisters aufdröhnen, vielleicht würde mich auch ein Fühler ergreifen und in die Luft heben. Ganz schwach war zu erkennen, wie die Gestalt von Fritz den Lichtkreis der nächsten Lampe durchquerte und wieder in der Dunkelheit untertauchte. Ich wollte mich zu einem schnelleren Tempo aufraffen, blieb aber doch bei meinem gleichmäßig rollenden Trott. Die klatschenden Schritte waren unmittelbar hinter mir, lauter als je zuvor. Dann war der Meister vorbei. Vor Erleichterung wäre ich beinahe zusammengebrochen.

Doch die Gefahr war noch nicht vorüber. Fritz war im nächsten dunklen Abschnitt verschwunden, jetzt wurde auch die Gestalt des Meisters von der Dunkelheit verschluckt. Ich ging hinterher. Der Lichtschein nahm ab, und der nächste fahle Schimmer leuchtete auf. Dann wurde es heller, und ich konnte die Lampenkugel erkennen, die an dem gebogenen Arm des Mastes hing. Und direkt darunter . . .

Der Meister hatte Fritz erreicht. Sie standen nebeneinander, drohend überragte der Meister die schmale Gestalt von

Fritz. Ich hörte ferne Wortketten. Zuerst wollte ich stehenbleiben und mich in den Schutz der Dunkelheit zurückziehen, aber das wäre zu auffällig gewesen. Ein Zurückweichen hätte gleichzeitig bedeutet, daß ich Fritz aus den Augen verlor. Ich ging weiter. Wenn Fritz in Schwierigkeiten war . . .

Ich wußte, noch einmal konnte ich keinen so glücklichen Schlag landen wie den, der meinen Meister getötet hatte. Ich zitterte vor Angst und Anspannung. Dann sah ich den Meister sich entfernen. Eine Welle der Erleichterung überflutete mich. Auch Fritz setzte sich langsam wieder in Bewegung. Im nächsten dunklen Abschnitt wartete er auf mich. Ich fragte: »Was war los? Was wollte er von dir?« »Nichts. Er hatte mich mit dem Sklaven eines Bekannten verwechselt und wollte mir eine Botschaft auftragen. Als er seinen

Irrtum erkannte, ging er weiter.« Ich atmete tief durch: »Ich dachte schon, wir wären entdeckt.« »Ich auch!« In der Dunkelheit konnte ich nichts sehen, aber ich hörte, wie seine Stimme zitterte. »Fritz, sollen wir eine Pause machen?« »Nein, wir gehen weiter.« Nach einer Stunde legten wir dann doch eine Pause ein. Wir waren zu einem offenen Platz gekommen, in dessen Mitte ein großer dreieckiger Gartenteich lag. Auf der anderen Seite standen ein paar Bäume, die wie riesige Trauerweiden aussahen. Ihre tief herabhängenden Zweige reichten neben dem Teich bis fast auf den Boden. Wir krochen unter die Bäume und waren nun für jeden, der zufällig vorbeikam, unsichtbar. Wir versteckten uns, obwohl wir seit geraumer Zeit niemanden mehr auf den Straßen oder Rampen gesehen hatten. Auch im Wasser oder in der Nähe des Teiches konnten wir keinen Meister entdecken. Wir streckten uns unter dem Vorhang aus Zweigen aus, die ab und zu sanft über uns strichen, obwohl es in der Stadt nie Wind gab. Unser Gewicht drückte uns hart auf die Erde, doch es war eine Wohltat, nicht dagegen ankämpfen zu müssen und flach und still daliegen zu können. Ich hätte gern den Schweiß im Innern der Maske weggewischt, aber das ging nicht. Ich fragte: »Warst du schon einmal in diesem Stadtteil?« »Nur einmal. Wir sind dicht am Rand der Stadt.« »Gegenüber der Stelle, wo der Fluß eintritt?« »Ungefähr.«

»Wenn wir die Mauer erst gefunden haben, dann können wir anfangen, nach dem Fluß zu suchen.« »Ja, aber wir müssen von jetzt an noch vorsichtiger sein. Es ist schon zu spät, um noch auf einem Botengang zu sein. Außerdem kommen wir jetzt in den Bezirk, den die Meister bewohnen, die keine Sklaven haben. Wir müssen noch leiser sein.« »Sie gehen nachts offenbar auch nicht auf die Straße.« »Nein, wir haben Glück. Aber darauf dürfen wir uns nicht verlassen. Hast du Durst?« »Ein bißchen, nicht schlimm.«

»Ich habe ziemlichen Durst. Aber wir dürfen nicht daran Denken. Da es hier keine Sklaven gibt, werden wir auch keine Gemeinschaftsräume finden.« Er stand mühselig auf: »Will, wir sollten besser weitergehen.« Auf unserer Suche entdeckten wir merkwürdige Dinge. Eines davon war ein riesiges dreieckiges Loch. Die Seiten hatten eine Länge von etwa hundert Meter, und tief unten leuchtete eine grüne Lampe auf eine gefährlich glitzernde Flüssigkeit, aus der in fast regelmäßigen Abständen Blasen auftauchten und zerplatzten. An einer anderen Stelle fanden wir ein kompliziertes Gerüst aus Metallpfählen und schmalen Stegen, die in der dunklen Nacht glänzten. Sie schienen auf Lichter zuzulaufen, die hoch über unseren Köpfen aufblinkten. Mit einem Mal blieb Fritz, der um eine Ecke biegen wollte, ruckartig stehen, winkte mir aber zu, näher heranzukommen. Ich kam geräuschlos näher, und wir blickten beide auf eine eigenartige Szene. Vor uns lag ein kleiner Gartenteich, in dem ein paar niedrige Pflanzen wuchsen. Im Wasser standen zwei Meister, die ersten, die wir in diesem Stadtteil sahen. Wir hatten den Eindruck, als kämpften sie erbittert. Ihre Fühler waren ineinander verklammert, und sie stießen sich im Wasser herum. Durch die heftigen Bewegungen aufgewühlt, brodelte und dampfte das Wasser. Wir sahen einen Moment lang zu, zogen uns vorsichtig zurück und gingen auf einem anderen Weg Weiter.

Kurz darauf fanden wir die Mauer. Wir gingen auf einer Rampe zwischen zwei Pyramiden hinunter und standen plötzlich davor. Selbst in diesem schwachen Licht schimmerte sie golden. Sie erstreckte sich nach beiden Seiten, und leicht nach innen gekrümmt verlor sie sich in der Ferne. Die Oberfläche war glatt, hart und ohne eine einzige Fuge. Die Mauer zeigte keinen noch so kleinen Vorsprung, und man konnte an ihr nicht die geringste Unregelmäßigkeit erkennen. »Meinst du, wir sind in Flußnähe?« fragte ich. Seine stark hervortretenden Rippen hoben und senkten sich. Ich war erschöpft, aber Fritz noch viel mehr. Er antwortete: »Es muß ungefähr hier sein, aber der Fluß dürfte unterirdisch geführt werden.«

»Gibt es dann überhaupt eine Möglichkeit heranzukommen?« »Wir wollen es hoffen.« Ich blickte auf die blanke, fugenlose Mauer: »Wo gehen wir entlang?« »Das ist egal. Nach links! Hörst du was?« »Was denn?« »Das Geräusch von fließendem Wasser.« Ich lauschte angestrengt: »Nein.« »Ich auch nicht.« Er schüttelte den Kopf, als wollte er sich selbst bestätigen. »Nach links wird schon richtig sein.« Der Durst begann mich zu plagen. Ich versuchte den Gedanken an Trinkwasser zu verdrängen, aber er kam hartnäckig immer wieder. Schließlich suchten wir ja nach Wasser. Ich stellte es mir vor: kalt, glasklar, wie die Bäche, die in den Tälern der Weißen Berge rauschten. Die Vorstellung war eine Qual, aber ich konnte sie nicht loswerden.

Wir untersuchten jede Rampe, die abwärts führte, und kamen in richtige Irrgärten. Einige waren mit Kisten, Kegeln und Metallkugeln vollgestellt, in anderen standen Maschinen, die leise quietschten und summten, manchmal sprühten sie sogar Funken. Die meisten waren unbeaufsichtigt, aber in ein paar Gewölben arbeiteten zwei, manchmal drei Meister an riesigen Tafeln, die mit kleinen Löchern und Knöpfen übersät waren. Wir gingen vorsichtig und

möglichst geräuschlos weiter. Sie bemerkten uns nicht. In einer großen Höhle wurden Rauchkugeln hergestellt. Sie rollten aus der Öffnung einer großen Maschine auf einen nach unten führenden v-förmigen Laufkanal und fielen in große Kisten, die sich von selbst schlossen, sobald sie gefüllt waren, und automatisch abtransportiert wurden. In einer anderen, noch größeren Halle wurden Nahrungsmittel hergestellt. An Farbe und Form der Verpackung sah ich, daß es eine Art war, die mein Meister besonders gern mochte. Gemocht hatte, verbesserte ich mich selbst. Der Gedanke erschreckte mich. Hatte man die Leiche vielleicht schon entdeckt?' Suchten sie schon nach seinem verschwundenen Sklaven? Als wir die Rampe wieder hochstiegen, sagte Fritz: »Links war wohl falsch. Wir haben schon eine lange Strecke abgesucht, wir müssen zurück und in der anderen Richtung nachsehen.« »Machen wir doch erst eine Pause.« »Aber nur ein paar Minuten.« Seine Stimme klang enttäuscht. »Wir haben nicht mehr viel Zeit.« So trabten wir den Weg zurück, den wir gekommen waren. blieben manchmal stehen, horchten, versuchten fern fließendes Wasser zu hören, konnten aber nur das feine Summen der arbeitenden Maschinen ausmachen. Wir erreichten die Stelle, an der wir auf die Mauer gestoßen waren und gingen weiter. Ich bemerkte eine geringe Veränderung und blickte nach oben. Die 'Schwärze der Nacht wurde hinter uns von schwachem Licht aufgeheult. Die Nacht war fast vorüber. Die Dämmerung brach herein, und wir befanden uns auf der Flucht. Dem rettenden Fluß waren wir noch immer nicht nähergekommen. Es wurde hell. Durst betäubte den Hunger, und die körperliche Schwäche unterdrückte manchmal beides. Die grünen Lampen gingen aus. In der Ferne erblickten wir einen Meister auf der Straße und versteckten uns hinter der Ecke eines Gartenteiches bis er verschwunden war. Eine Viertelstunde später mußten wir zwei weiteren ausweichen.

Ich sagte: »Die Straßen werden bald voll sein. Fritz, für heute müssen wir aufgeben und einen Platz suchen, wo wir die Masken absetzen, essen und trinken können.« »Sie werden uns in wenigen Stunden finden!« ' »Ich weiß, aber was sollen wir machen?« Er schüttelte ratlos den Kopf: »Ich muß mich ausruhen.« Er legte sich hin, und ich setzte mich neben ihn. Vor Schwäche war ich schwindlig, und rasender Durst überfiel mich. Fritz schien in noch schlechterer Verfassung zu sein. Wir durften auf keinen Fall hier bleiben. Ich sagte ihm, wir müßten aufstehen, aber er antwortete nicht. Ich kniete mich neben ihn und zerrte an seinem Arm. Da sagte er, und seine Stimme überschlug sich vor plötzlicher Aufregung: »Ich glaube . . . Horch!« Ich horchte und hörte nichts. Aber er widersprach: »Leg dich hin und presse dein Ohr auf den Boden.« Ich tat, was er sagte, und nach einer Weile konnte ich es hören: ein schwaches gurgelndes Geräusch. Vielleicht war es wirklich der ferne Widerhall von aufgewühltem Wasser. Ich preßte mein Ohr fester auf die Erde. Mein Gesicht tat weh, denn das harte Material der Maske drückte sich schmerzhaft ins Fleisch. Aber das Geräusch des unterirdischen Stromes war wirklich da. Von dem verführerischen Rauschen wurde der Durst noch stärker, aber plötzlich konnte ich ihn ertragen. Wir hatten wenigstens den Fluß gefunden. Das heißt, wir wußten ungefähr, wo er war. Bis wir ihn tatsächlich fanden, konnte noch einige Zeit vergehen. Systematisch untersuchten wir alle nach unten führenden Rampen, indem wir ein Ohr auf den Boden legten. Manchmal war das Geräusch lauter, dann wieder leiser. Einmal verloren wir es ganz und mußten wieder zurückgehen. Es gab Straßen, die erfolgversprechend aussahen, aber doch nur in Sackgassen führten und sich als Irrwege erwiesen. Immer öfter mußten wir uns vor Meistern verstecken und flach auf der Erde liegen, bis sie vorbei waren. Eine Rampe führte in eine riesige Halle, in der eine große Anzahl von Meistern auf langen Bänken arbeiteten: der Fluß konnte höchstens am anderen Ende liegen, aber wir wagten es nicht, sie zu durchqueren. Dann, völlig unerwartet, stießen wir auf den Fluß. Eine steile Rampe, auf der wir ausrutschten und fast gefallen wären, führte über eine schmale gerade Strecke, senkte sich zum zweitenmal nach unten und drehte dabei spiralförmig ab. Fritz drückte meinen Arm und zeigte nach vorn. Vor uns lag eine Höhle mit einem spitzen Dachgewölbe. Kisten von der Höhe eines Mannes waren hier aufgestapelt. Am anderen Ende, im Licht der grünen Kugeln, die in regelmäßigen Abständen von der Decke herabhingen, schoß nur schwach erkennbar Wasser aus einem großen Rohr und bildete einen See von etwa fünfzehn Meter Durchmesser, »Siehst du sie?« fragte Fritz. »Die Mauer!« Jetzt sah ich es. Am anderen Ende der Höhle, hinter dem See, glänzte ein matter goldener Schimmer. Es war unverwechselbar die Innenseite der Mauer, die die Stadt umgab und auf der die grüne Kuppel ruhte. Der See rauschte gegen die Mauer. Das hereinschießende Wasser war durch die Stadt zirkuliert, hatte Hunderte von Gartenteichen passiert. Dampf stieg auf. Das Wasser füllte den See, und aus dem See . . . Es mußte unter der Mauer durch nach draußen fließen. Es gab keine andere Erklärung.

Vorsichtig gingen wir durch die Höhle an den Kistenstapeln vorbei zum Rand des Sees. Im Wasser bemerkten wir waagrecht aufgespannte Netze. Wir sahen, daß das Wasser nur am Einfluß dampfte. Dicht an der Mauer bückte sich Fritz und steckte die Hand hinein. »Hier ist es ganz kühl. Die Netze entnehmen dem Wasser die Hitze, damit sie der Stadt nicht verlorengeht.« Er starrte in die dunkle Tiefe, die vom Licht der Lampen grünlich schimmerte. »Will, laß dich von der Strömung mitnehmen. Bevor du hineinspringst, werde ich die Atemventile deiner Maske versiegeln. In der Maske hast du genug Luft für fünf Minuten. Ich habe es ausprobiert.« Was er mit Siegel meinte, war eine Masse, die die Meister zum Verschuß schon geöffneter Behälter verwendeten. Sie kam in flüssigem Zustand aus einer Tube, trocknete schnell und war sofort hart. Ich antwortete: »Und ich verschließe deine!« »Aber ich komme nicht mit.« Ich starrte ihn an: »Sei nicht albern. Du mußt!« »Nein, sie dürfen keinen Verdacht schöpfen.« »Aber das tun

sie doch sowieso, wenn ich verschwunden bin.« »Ich glaube nicht. Dein Meister starb bei einem unglücklichen Sturz, einem Unfall. Was würde ein Sklave tun? Selbstverständlich zum Platz der glücklichen Erlösung gehen, denn das Weiterleben hat für ihn nun keinen Sinn mehr.« Ich spürte die Überzeugungskraft seiner Worte, sagte aber zweifelnd: »Vielleicht werden sie das denken, aber wir können es nicht genau wissen.«

»Da können wir nachhelfen. Ich kenne ein paar Sklaven in deiner Pyramide. Wenn ich denen erzähle, ich hätte dich gesehen, und du hättest mir gesagt, wohin du gingst . . .« Ich sah es ein. Fritz hatte alles überlegt. Ich antwortete: »Wenn du nun fliehst, und ich bleibe hier . . .« Er erklärte geduldig: »Das würde überhaupt nichts nützen. Dein Meister ist tot, nicht meiner - du bist derjenige, der zum Ort der glücklichen Erlösung gehen muß. Wenn du zurückkommst, dann werden sie dich verhören. Das wäre verhängnisvoll.« »Mir gefällt das nicht.« »Es kommt nicht darauf an, ob es dir gefällt oder nicht. Einer von uns muß durchkommen und alle Informationen, die wir gesammelt haben, zu Julius und den anderen bringen. Es ist sicherer, wenn du derjenige bist.« Er drückte meinen Arm: »Ich werde schon nachkommen. Jetzt

weiß ich, wo der Fluß aus der Stadt herausführt, und alles ist viel leichter. In drei Tagen werde ich den Sklaven in meiner Pyramide erzählen, ich sei zu krank, um zu arbeiten, und würde zum Platz der glücklichen Erlösung gehen. Auf dem Weg dorthin werde ich mich verstecken und nachts hierherkommen.« »Ich werde draußen auf dich warten«, sagte ich. »Warte drei Tage, aber nicht länger. Du mußt in den Weißen Bergen sein, ehe der Winter einsetzt. Und nun, beeil dich!« Er lächelte gezwungen: »Je eher du tauchst, desto eher kann ich zurückgehen und etwas trinken.« Er befahl mir, tief Luft zu holen, und preßte dann die Siegelmasse auf die Ventile meiner Atemmaske. Er drückte noch

einmal meinen Arm und sagte: »Viel Glück!« Die Stimme klang leiser und gedämpfter als sonst, Jetzt wagte ich es nicht, noch länger zu warten. Etwa zwei Meter unterhalb der niedrigen Umfassungsmauer lag die Wasseroberfläche. Ich kletterte hinauf, sprang und tauchte tief in das brodelnde Wasser.

Zwei kehren zurück

Es ging tiefer und tiefer hinab. Die Strömung erfaßte mich und riß mich voran. Ich unterstützte die Vorwärtsbewegung durch ein paar Schwimmzüge. Ich schwamm gleichzeitig vorwärts und nach unten. Mit der Hand stieß ich an etwas Hartes, und als ich mit der Schulter schmerzhaft dagegenschlug, wußte ich, ich war an der Mauer. Noch immer war sie glatt, zeigte keine Öffnung. Die Strömung riß mich nach unten.

Ängste und Befürchtungen bedrängten mich. Vielleicht floß das Wasser durch Gitterstäbe, die ich nicht beiseitedrücken konnte. Oder vielleicht hingen weiter unten wieder ein paar Netze, und ich würde mich hilflos in ihnen verfangen. Das ganze ün-ter-nehmen schien hoffnungslos. Der Druck in meinen Lungen wurde stärker, im Kopf begann ein Brausen. Ich atmete etwas aus und wieder ein. Fünf Minuten hatte Fritz gesagt. Wie lange war ich denn schon unter Wasser? Ich merkte, daß ich kein Zeitgefühl mehr hatte - es konnten zehn Sekunden sein, aber auch zehnmal so viel. Panik, Furcht zu ertrinken, ergriff mich. Ich wollte umkehren und gegen die Strömung schwimmen, zur Oberfläche zurück, wo ich Fritz alleingelassen hatte.

Doch ich schwamm weiter nach unten und versuchte mich darauf zu konzentrieren, daß ich durchhalten mußte. Wenn ich jetzt aufgab, dann war alles verloren. Ich durfte nicht aufgeben, einer mußte durchkommen. Weit über mir war ein grüner Schimmer, aber um mich herum und unter mir herrschte schwarze Finsternis. Ich tauchte tiefer und immer tiefer in sie hinein. Ich tat einen zweiten flachen Atemzug, um den Schmerz in den Lungen erträglicher zu machen. Ich überlegte, ob ich nicht schon zu tief war, um noch umzukehren. Dann wurde das Wasser unruhiger, die Strömung brach ab, wechselte die Richtung - hinunter, tiefer. Ich tastete nach vorn - noch immer war die harte Mauer vor mir -, dann kam ein Rand, eine Öffnung. Die Strömung riß mich hinein, und nun gab es keine Rückkehr mehr. In der engen Röhre wurde das Wasser reißender. Ich mußte weiter, jetzt ging es nicht mehr anders.

In tiefster Dunkelheit schwamm ich weiter und wurde gleichzeitig nach vorn gerissen. Ich atmete wenig, nur wenn es unbedingt nötig war. Die Zeit verstrich. Ich konnte sie nicht mehr abschätzen. Ich hatte das Gefühl, schon Stunden zu schwimmen, nicht erst Minuten. Manchmal stieß ich mit dem Kopfboden an. Wenn ich dann nach unten schwamm, fühlte ich den glatten Boden. Einmal berührte meine ausgestreckte Hand die Seitenwand, aber ich wollte nur noch durchkommen und nicht feststellen, wie breit die Röhre war. Die flachen Atemzüge reichten nicht mehr aus. Ich mußte tiefer durchatmen, aber es half wenig. Ich atmete meine eigene verbrauchte Luft. Ich spürte ein Hämmern in den Schläfen. Im Kopf wurde es dunkel wie die mich umgebende Finsternis. Es war alles umsonst, ich saß in einer Falle, aus der es kein Entrinnen gab. Ich war verloren, genauso wie Fritz und die anderen, die wir in den Weißen Bergen zurückgelassen hatten. Ich konnte aufgeben, aufhören zu schwimmen. Und doch . . . Zuerst war es nur ein äußerst schwacher Schimmer. Nur ein unverwundlicher Optimist konnte das für Licht halten. Aber ich schwamm mit

bleiernen Armen weiter - der Schimmer nahm zu. Helligkeit drang durch das Wasser - weißes Licht, nicht grünes. Das mußte das Ende der Röhre sein. Der Schmerz in der Brust war furchtbar, aber mit einem Mal schien er erträglich. Näher, heller, aber noch außer Reichweite. Noch ein Zug, befahl ich mir, noch einer, und noch einer. Die Helligkeit war genau über mir, und ich strampelte und kämpfte mich nach oben. Es wurde heller und heller, und dann brach ich durch zu einem grellen Licht, das den Augen weh tat.

Ich sah den Himmel, bekam aber keine Luft, obwohl meine Lungen so sehr danach verlangten. Die versiegelte Maske war luftdicht. Ich versuchte den Verschuß des Gürtels zu lösen, aber den Fingern fehlte die Kraft. Das Wasser trug mich flußabwärts. Die Maske hielt meinen Kopf hoch. Sie hielt mich hoch und ließ mich langsam ersticken. Ich versuchte es noch einmal und schaffte es wieder nicht. Welch eine grausame Ironie, dachte ich, so weit zu kommen und dann in der Freiheit zu ersticken. Verzweifelt und ohne Erfolg zerrte ich an der Maske. Ein Gefühl des Versagens und des Schaums erfüllte mich. Dann überlief mich die Schwärze und verschlang mich. Aus weiter Ferne hörte ich meinen Namen. »Will!«

Irgend etwas stimmte nicht, dachte ich verwirrt. Es war mein Name, aber er wurde - auf Englisch ausgesprochen und hatte als Anfangsbuchstaben nicht das klare W, an das ich mich gewöhnt hatte, seit wir Deutsch gelernt hatten. War ich tot? Im Himmel vielleicht? »Will, kannst du mich hören?« Sprachen sie im Himmel englisch? Aber es war Englisch mit einem besonderen Akzent - ich erkannte die Stimme: Bohnenstange! War Bohnenstange auch im Himmel? Ich öffnete die Augen und sah ihn am schlammigen Flußufer über mir knien. »Du kannst mich hören!« sagte er erleichtert. »Ja«, ich nahm meine verwirrten Sinne zusammen. Es war ein schöner Herbstmorgen - der Fluß strömte ruhig neben uns -, oben stand die Sonne, meine Augen wendeten sich automatisch von dem blendenden Licht ab - und in einiger Entfernung . . . Dort erhob sich die breite goldene Mauer, und darüber wölbte sich die grüne kristallene Kuppel. Ich war wirklich draußen. Erstaunt starrte ich ihn an: »Wie kommst du denn hierher?«

Die Erklärung war einfach. Nachdem Fritz und ich von den Dreibeinern weggebracht worden waren, wollte er zu den Weißen Bergen zurückkehren und Julius berichten, was geschehen war. Aber er hatte es damit nicht besonders eilig. Deshalb blieb er noch ein paar Wochen in der Stadt und hoffte, vielleicht Wichtiges zu erfahren. Dabei hörte er von der ungefähren Lage der Stadt und fand, er könnte sie sich wenigstens von außen einmal anschauen. Sie lag, erzählte man ihm, an einem Nebenfluß des großen Stroms, den wir zum Wettkampf herabgekommen waren. Er nahm das Boot des Einsiedlers und paddelte nach Süden, später nach Osten.

Als er die Stadt gefunden hatte, wollte er sie auch untersuchen. Er wagte es nicht, bei Tag an die Mauer heranzugehen. Aber nachts, wenn das Mondlicht nicht zu hell war, begann er sie genau zu erforschen. Das Ergebnis war entmutigend. Es gab nirgends eine Fuge, und man würde sie auch nicht durchbohren können. Eines Nachts grub er ein mehr als ein Meter tiefes Loch. Doch die Mauer reichte noch weiter hinunter, und als es dämmerte, mußte er das Loch wieder zuschütten und Verschwinden. Keiner der Geweihten näherte sich je der Stadt. Deshalb brauchte er von ihnen keine Entdeckung zu befürchten. In der Nähe gab es ein paar Bauernhöfe, und er lebte von dem, was er finden oder stehlen konnte.

Nachdem er die Stadt einmal umrundet hatte, gab es keinen Grund mehr, noch länger zu bleiben. Schließlich kam auch ihm der Gedanke, daß der Fluß den einzig versteckten Fluchtweg darstellte. Das Wasser war offensichtlich das Abwasser der Stadt - mehr als einen Kilometer weit wuchs nichts an den Ufern, es gab auch keine Fische, obwohl er oberhalb der Stadt eine ganze Menge gefunden hatte. Ab und zu tauchten feste Gegenstände im Fluß auf. Er zeigte mir ein paar - es waren verschiedene Behälter, unter anderem auch zwei verbrauchte Gasblasen, die eigentlich in den Vernichtungsregalen hätten zerstört werden sollen, statt dessen aber im Fluß gelandet waren.

Eines Nachmittags sah er einen großen Gegenstand im Fluß schwimmen. Es war zu weit entfernt, als daß er erkennen konnte, was es war, vor allem da er seine Linsen für die Augen nicht anhatte und seine Sehkraft ohne ihre Hilfe nur gering war. Er nahm das Boot und zog das Ding an Land. Es war etwa zwei Meter lang und einen halben Meter breit. Wenn dieser Gegenstand aus der Stadt kommen konnte, sagte er sich, dann mußte es auch einem Menschen möglich sein, die Stadt auf diesem Weg zu verlassen. Überhaupt schien ihm der Fluß immer mehr der einzig denkbare Fluchtweg zu sein. Als er das erkannt hatte, beschloß er, an der Austrittsstelle des Flusses Stellung zu beziehen, ihn zu beobachten und abzuwarten.

Er war hiergeblieben. Tage und Wochen vergingen. Je länger es dauerte, desto geringer wurde seine Hoffnung, daß einer von uns zurückkommen würde. Er wußte nicht, wie das Leben in der Stadt aussah und fürchtete, wir wären schon am ersten Tag durch unsere falschen Kappen aufgefallen und getötet worden. Trotzdem wartete er, nicht, weil er noch an ein Wiedersehen glaubte, sondern weil seine Heimkehr bedeuten würde, auch das letzte Fünkchen Hoffnung aufzugeben. Als der Herbst begann, wußte er, daß er nicht mehr lange bleiben durfte, wenn er noch vor den ersten schweren Schneefällen die Weißen Berge erreichen wollte. Er beschloß, noch eine Woche zu warten und dann aufzubrechen. Am Morgen des fünften Tages sah er etwas anderes den Fluß hinabschwimmen. Wieder hatte er das Boot

genommen - und mich auf diese Weise gefunden. Mit einem Messer hatte er den weichen Teil der Maske aufgeschnitten, damit ich atmen konnte. »Was ist mit Fritz?« fragte er. Ich erzählte es kurz. Er schwieg und sagte

dann: »Wie stehen seine Chancen?« »Ich fürchte, nicht gut. Selbst wenn er den Weg zum Fluß zurückfindet - er ist viel schwächer als ich.« »Er hat gesagt, in drei Tagen will er es versuchen?« »Ja, in drei Tagen.« »Wir werden genau aufpassen. Deine Augen sind wesentlich besser als meine.«

Wir warteten drei Tage und dann noch dreimal drei Tage und dann noch einmal drei Tage. Jedesmal wurden die Gründe für unser Warten weniger überzeugend. Außer gewöhnlichem Abfall kam nichts aus der Stadt. Der zwölfte Tag brachte den ersten Schneefall. Wir saßen eng zusammengedrängt, frierend und hungrig unter dem umgedrehten Boot. Am nächsten Morgen brachen wir auf, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Unter einer wäßrigen Sonne zogen wir durch graue Nebenschleier in Richtung großer Fluß und in Richtung Süden davon.

Ich blickte einmal zurück. Der Schnee begann zu schmelzen, aber das Land lag nackt und weiß zu beiden Seiten des Flusses da. Der Fluß wirkte wie ein marmorer Pfeil, der durch eine weiße Wüste hindurch auf den goldenen Ring und die grüne Kristallkuppel zeigte. Ich hob den Arm. Noch immer war es eine Freude, das bleierne Gewicht los zu sein, das so lange auf mir gelastet hatte. Dann dachte ich an Fritz, und die Freude verwandelte sich in Trauer und in einen tiefen bitteren Haß auf die Meister.

Wir kehrten heim, aber nur, um uns und andere zu bewaffnen. Wir würden wiederkommen.